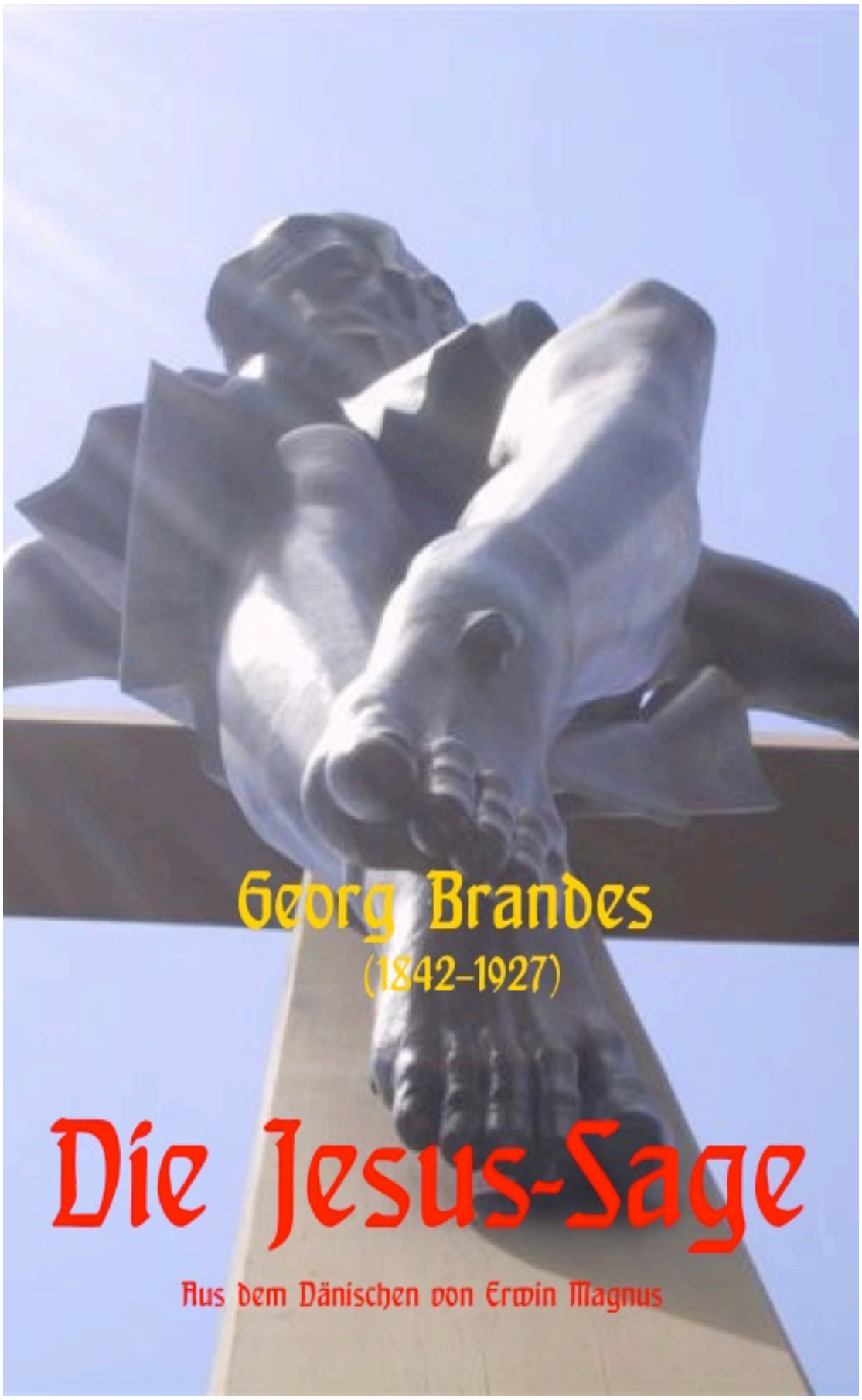

Georg Brandes

(1842–1927)

Die Jesus-Sage

Aus dem Dänischen von Erwin Magnus

Published paper-free as eBook for electronic reading devices. No part of this publication may be reproduced, stored in a retrieval system, or transmitted in any form or by any means, digital, mechanical, or otherwise, without the written permission of the publisher. editor@unzeitgemaess.com
All rights reserved.
© The Luftschiffer Press 2019.

I will be as harsh as Truth
And as uncompromising as Justice.
I am in earnest.
I will not equivocate,
I will not excuse,
I will not retreat a single inch,
And I will be heard.
William Lloyd Garrison (1805–1879)

Einleitung

In der Schweiz und in vielen anderen Ländern hat das Volk über 600 Jahre nicht daran gezweifelt, daß Wilhelm Tell ein Landmann aus Bürglen im Kanton Uri, ein Schwiegersohn Walter Fürsts, ebenfalls aus Uri, war. Als er am 18. November 1307 nicht den Hut vor dem Hute zog, den der österreichische Landvogt Hermann Geßler in Altorf auf einer Stange als Zeichen der Oberhoheit Österreichs errichtet hatte, befahl der Vogt Tell als berühmtem Bogenschützen, einen Apfel vom Kopfe seines Sohnes zu schießen. Sonst sollte der Knabe mit ihm sterben.

Tell traf den Apfel, gestand aber, daß der zweite Pfeil, den er zu sich gesteckt hatte, für Geßler bestimmt gewesen wäre, falls er den Apfel nicht getroffen hätte, worauf der Landvogt ihn festnehmen und nach seiner Burg schaffen ließ. Der Sturm auf dem Vierwaldstätter See brachte das Schiff in Gefahr, und Tell wurde seiner Fesseln entledigt, um das Boot zu steuern. Mit einem gewaltigen Satze sprang er an Land und stieß das Fahrzeug wieder in den See hinaus. Hierauf erschoß er im Hohlwege bei Küßnacht den reitenden Vogt. Er kämpfte 1315 in der großen Schlacht von Morgarten für die Freiheit der Schweizer und starb im Jahre 1354 bei dem Versuche, ein Kind vom Ertrinken im Schächenbach zu retten.

Es gibt in der Schweiz nicht weniger als drei Tellkapellen. In der Nähe des uralten Dorfes Bürglen bezeichnet jetzt eine kleine, mit Bildern aus Tells Leben geschmückte Kapelle die Stelle, wo das Haus lag, das einst die Wohnung Tells gewesen war. Unmittelbar dahinter ragt die efeuumsponnene Ruine eines Turmes empor; hier soll in alten Tagen, als Nieder-Uri noch zum Frauenmünsterstift von Zürich gehörte, der Majordomus der Herrschaft gewohnt haben. In der Umgegend hat man jedoch lange Zeit behauptet, der Turm hätte zu einem Schlosse gehört, dessen Besitzer, ein Herr von Attinghausen, ein Edelmann war, von dem erzählt wird, daß er der Schwiegervater Tells gewesen. Er wird daher Walter Fürst von Attinghausen genannt. Im Laufe der Jahre wurde die Behauptung aufgestellt, daß auch Tell ein Edelmann gewesen wäre, und der von Johannes Müller das

lebende Schweizer Archiv genannte Marschall Fidel von Zurlauben bringt in seinem Verzeichnis des Uri-Adels das Wappenschild Wilhelm Tells.

Die Kapelle bei Bürglen wurde im Jahre 1582 gestiftet, im Mai 1584 eingeweiht. Die Tellplatte und der Rettungssprung werden zuerst in einer Schweizer Chronik erwähnt, die zwischen 1467 und 1480 geschrieben ist. Auf der Tellplatte wurde eine Kapelle kaum vor Mitte des 16. Jahrhunderts errichtet. 1561 fand zum erstenmal ein Kreuzzug zur Tellplatte statt, der von 1582 an auf Verfügung des Kanton Uri alljährlich unter Leitung der Obrigkeit in Amtstracht abgehalten wurde.

Die dritte Tellkapelle ist die bei Küßnacht, bei dem Hohlwege, wo der tödliche Schußden Vogt getroffen haben soll. Hier ist dies und jenes, bei dem man stutzt. Flecken und Schloß Küßnacht wurden erst zu Beginn des 15. Jahrhunderts mit dem Lande Schwyz vereinigt. Was hatte also der Schwyzer Landvogt Geßler hier zu suchen? Noch sonderbarer wirkt der Umstand, daß die sogenannte Geßlerburg am Fuße des Rigi, gerade beim Flecken Küßnacht liegt. Der Vogt, der auf dem Wege von Uri landete, hatte also nur einige hundert Schritt zu gehen, um nach seiner Festung zu kommen und sich von den Schrecken der Seefahrt zu erholen. Soll er die Kapelle berührt haben, so muß er ohne Plan und Absicht seine Burg haben liegen lassen und in der Sturmnacht den weiten Weg nach Immensee geritten sein, um den Hohlweg zu erreichen, wo er von der Stelle, an der die Kapelle steht, erschossen werden konnte.

Die Erklärung ist, wie man heutzutage wohl weiß, ganz einfach: Wilhelm Tell hat nie existiert. Ein Landvogt namens Geßler hat nie existiert. Der ganze Bericht vom Entstehen der Schweiz durch den Bund auf dem Rütli ist eine Sage.

Was aber weniger allgemein bekannt ist: Es hat Mühe gekostet, die Anerkennung der Wahrheit durchzusetzen. Der Berner Geistliche Uriel Freudenberger forderte im Jahre 1752 durch Freunde die Geistlichkeit in Uri auf, die Zweifel an Tells Existenz mit Hilfe der so zahlreich vorliegenden Telldokumente zu widerlegen. 1759 kam die Antwort in Gestalt einer Reihe von Fälschungen. 1760 gab Freudenberger dann seine Flugschrift Guillaume Tell, fable danoise, heraus, die zur öffentlichen Verbrennung verurteilt wurde. Es ist ein Mißverständnis,

wenn es in dem Werke The Folklore of Fairy Tale von Maclod Yearsley (London 1924) heißt, Freudenberger sei selbst lebendig verbrannt worden. (Seite 196.) Daß man ihm jedoch nicht wohlwollte, ist sicher. Wer eine Wahrheit ausspricht, die die teuersten Vorstellungen eines Volkes auf den Kopf stellt, muß auf Verfolgung und vieles Schimpfen vorbereitet sein.

Man erinnere sich nur der Verfolgung, die 75 Jahre später in Deutschland gegen David Friedrich Strauß in Szene gesetzt wurde. So einfach, wie Freudenberger meinte, war die Lösung des Wilhelm-Tell-Rätsels nun doch nicht. Zwar war es die Darstellung der Volkssage von Palnatoke bei Saxo Grammaticus (um 1180), die auf literarischem Wege nach der Schweiz gelangt war und den Anlaß zur Tellsage gegeben hatte. Grimm sprach in seiner Mythologie aus, daß der Tod König Haralds von der Hand des Schützen historisch, der Apfelschuß dagegen mythisch sei, aber der in Dingen des nordischen Altertums weit mehr bewanderte, grundgelehrte Konrad Maurer leugnet auch die historische Existenz Palnatokes. Er ist in der Sage ursprünglich kein Däne, sondern ein Finnenhäuptling Und es liegt viel Mythologie in dem tödlichen Pfeilschuß. Die Grundbedeutung des Wortes Tell ist Tor, einer, der blind handelt (wie Hödur, wenn er Baldur trifft). Und die Sage ist universell. Der persische Dichter Ferîd Eddín Attâr, geb. 1119, erzählte 1175 in seinem Gedicht von der Sprache der Vögel von einem König, der einen Lieblingssklaven hatte. Diesem legte er einen Apfel auf den Kopf, schoß mit Pfeilen danach und spaltete ihn immer wieder, bis der Sklave vor Furcht krank wurde.

Auch in Tells Sprung aus dem Boote liegt viel Mythologie. Es ist ein Zug, der sich durch alle Zeiten erhalten hat, daß der von Dämonen bekämpfte Gott oder der mit dem Tode bedrohte Held sich durch einen wunderbaren Sprung vor den Nachstellungen der Verfolger rettet. Glaukos Pontios z. B., ein Fischer, war ins Meer gesprungen und wurde in der böotischen Stadt Anthedon als Gott verehrt; am Meeresufer gab es im Altertum einen Ort, der Sprung des Glaukos genannt wurde.

Als um das Jahr 1006 der angelsächsische Dichter Cynewulf das Leben Jesu behandelte, ordnete er seine Erzählung von der Himmelfahrt

so, daß er Jesus sechs Wundersprünge machen ließ, von denen ihn erst der letzte in den Himmel zurückführte.

Als geistig unbegabt, hat Tell schon früh in der Sage drei Vormünder erhalten: Werner Stauffacher, Walter Fürst und Arnold Melchthal. Sie schließen sich auf dem Rütli zusammen und begründen die Schweizer Eidgenossenschaft. Tell ist von ihren Zusammenkünfte ausgeschlossen.

Alles ist in hohem Grade erdichtet und unwirklich.

Es ist ein Fleck auf der Ehre des großen Schweizer Historikers Johannes v. Müller, daß er sich aus Furcht, seine Popularität einzubüßen – obwohl er sich persönlich ganz klar war, daß nichts Historisches an der Sage von Tell und Geßler war –, nur schwebend und unklar darüber ausgesprochen hat. Durch Schillers schöne, von Goethe inspirierte Tragödie Wilhelm Tell wurde die Bedeutung Tells als Schweizer Nationalheld und als Personifizierung der Freiheitsliebe für alle Zeiten festgesetzt. So eins ist Tell mit dem Staate Schweiz geworden, daß sein Bild lange auf den Schweizer Briefmarken stand.

Er hat nie existiert; aber das tut ihm keinen Abbruch; er ist und bleibt ein wirksames Ideal und beherrscht als Vorbild die Gemüter.

Dasselbe gilt von einer Gestalt, die gleich ihm der Welt der Sage angehört, aber einen weit durchgreifenderen Einfluß auf europäisches und amerikanisches Seelenleben ausgeübt hat.

1.

Höchst verwirrend bei der Redaktion der Sammlung kleinerer Schriften, die nach Markus 14,24 sonderbarerweise Das neue Testament genannt werden, ist der Umstand, daß diese Schriften nicht in ihrer zeitlichen Folge, die ältesten zuerst, die späteren je nach ihrer Entstehungszeit, gesetzt sind. Diese ist zwar nicht ganz sicher; sicher ist aber, daß sie keineswegs mit der Ordnung übereinstimmt, in der die Schriften stehen. Was die Frage unsagbar schwierig macht, ist die Tatsache, daß die meisten der Schriften Umarbeitungen, Abschleifungen und Hinzufügungen unterworfen worden sind, so daß die

verschiedenen Partien derselben Schrift von verschiedenen Daten sind.

Vor fünfzig Jahren waren sich die fortschrittlichen deutschen Theologen, die Herausgeber der sogenannten Protestantenbibel vom Jahre 1872, zehn überaus gelehrte und tüchtige Männer, einig, daß die Offenbarung des Johannes ursprünglich gar kein christliches, sondern ein jüdisches Werk gewesen sei und erst durch eine spätere Bearbeitung ihre jetzige Form angenommen habe.

Und so deutet auch trotz der Bearbeitung nichts darauf hin, daß die übernatürliche Gestalt, von der hier berichtet wird, etwas gemein hat mit dem jungen Zimmermann, Maurer oder Laienprediger aus Galiläa, von dem im Evangelium nach Markus erzählt wird. Der Messias kommt in Wolken, hat eine Stimme wie die Posaune, von der Jesaia spricht (27,13). Er ruft: "*Ich bin Alpha und Omega, der Erste und der Letzte*", Ausdrücke, die Jahve im alten Testament auf sich selbst anwendet. (**Jesaia** 48, 12.) "*Er sah mitten unter sieben goldenen Leuchtern einen, der war eines Menschen Sohne gleich, der war angetan mit einem langen Gewand und begürtet um die Brust mit einem goldenen Gürtel. Sein Haupt aber und sein Haar waren weiß wie weiße Wolle, wie der Schnee, und seine Augen wie eine Feuerflamme; und seine Füße gleich wie Messing, das im Ofen glüht, und seine Stimme wie großes Wasserrauschen. Und er hatte sieben Sterne in seiner rechten Hand, aus seinem Munde ging ein scharfes zweischneidiges Schwert und sein Angesicht leuchtete wie die helle Sonne.*"

Der Verfasser hat Daniels Buch vor sich liegen gehabt und die Stelle teils kopiert, teils variiert, an der es heißt (7,9): "*Sein Gewand war weiß wie Schnee und seines Hauptes Haar wie reine Wolle, sein Stuhl Feuerflammen, dessen Räder lodernd Feuer.*"

Es scheint sich also hier um eine aus Daniels Buch stammende schwärmerische Vorstellung zu handeln, die weit später zu dem idyllischen Bilde eines umherwandernden und mahnenden jungen Mannes zusammengezogen worden ist, wie verschiedene Partien der Evangelien erkennen lassen.

Diese anonymen Erbauungsbücher, deren Einfluß auf die europäische und amerikanische Menschheit unermeßlich gewesen, deren historischer Wert jedoch äußerst gering ist, haben ihren Platz im Neuen Testament weit vor den Briefen Pauli erhalten, obwohl diese

in ihren nicht vielen echten Partien Einblick in die Gefühlsweise bedeutend früherer Zeiten gewähren. Dieses Verhältnis hat nicht wieder gutzumachenden Schaden angerichtet, eine Mannigfaltigkeit unüberwindlicher Vorurteile verbreitet, es einer wahreren als der gewohnten Auffassung historischer und seelischer Tatsachen fast unmöglich gemacht, sogar bei dem verständigeren Teil der Menschheit durchzudringen.

2.

Im achtzehnten und neunzehnten Jahrhundert richtete sich das, was man mißbilligend Freidenkertum nannte, gegen den Glauben an sogenannte Wunder. Allmählich hatte sich die Vorstellung gebildet, das, was man Naturgesetze nannte, sei ein zuverlässiger Ausdruck des göttlichen Wesens, und einzelne sahen sogar ein, wie unvernünftig und unwahrscheinlich es war, daß eine Gottheit oder ein besonders inspirierter Mensch seine höhere Natur durch eine Durchbrechung göttlicher Gesetze dokumentieren sollte. Rationalisten faßten diese Wunder als naive Ausschmückungen historischer Begebenheiten oder als bewußte Erdichtungen auf, die den Glauben an übernatürliche Fähigkeiten beibringen sollten. An der historischen Grundlage selbst wurde nicht gezweifelt. Konnte man nur die sogenannten Wunder loswerden, so blieb für die Freidenker der Kern der Religion, die “Vernunftreligion” übrig.

In England wie in Frankreich und in Deutschland, für Lord Cherbury, Toland und Collins, für Fontenelle, Meslier und Voltaire, für Reimarus, Mendelssohn und den allen überlegenen Lessing sind die Wunder, diese als historisch berichteten Naturwidrigkeiten, im Grunde genommen die Festung, die es zu stürmen gilt, oder der Walplatz, auf dem und um den gekämpft wird.

Noch im Jahre 1863 suchte Renan nur mit seinem Vie de Jesus aus den mythischen Schlacken die kleine elfenbeinerne Jesusgestalt auszuscheiden, die er durch eine Mischung von Kritik, Völkerpsychologie und sentimentaler dichterischer Begabung hervorgebracht hatte,

indem er für die Milde und überlegene Ironie der Gestalt sich selbst und für ihre strenge, drohende Haltung gegenüber kirchlicher Heuchelei Lamennais nach seinem Bruch mit Rom als Modell benutzte.

Jetzt liegt kein Nachdruck mehr auf dieser Frage, die vor einem halben Jahrhundert die religiös Interessierten beschäftigte. Die Frage von der Möglichkeit und Wahrscheinlichkeit von Wundern ist von selbst fortgefallen, wird nicht mehr gestellt, beschäftigt nur die, welche Taschenspieler, Geisterbeschwörer oder Heilkünstler entschleiern wollen, die sich der Suggestion bedienen und sie für Zauberei ausgeben.

Die Frage ist jetzt eine ganz andere und weit größere.

Wer die Religionsformen des Altertums studiert hat, weiß zur Genüge, daß das Idealbild des zu Unrecht Gemarterten und Leidenden, dessen, der gefoltert wird, eben weil er gut und rechtschaffen ist, den menschliche Bosheit sich als Opfer ausersehen hat und der das Leiden um der anderen willen aussteht, lange vor dem Zeitalter geschildert und mit bewundernswerter Leidenschaft dargestellt ist, in dem der historische Jesus zur Welt gekommen sein soll. Die Messiasgestalt als leidende, d. h. als Verkörperung des jüdischen von den Nachbarvölkern unterdrückten und mißhandelten Volkes, das aber doch stärker war als die ändern, weil es der Fürsprecher der Wahrheit und Gerechtigkeit war, dieses Ideal von Hoheit, unverdientem Leiden, überlegener Menschlichkeit, fand sich bereits bei dem zweiten Jesaia, wie es sich in anderer Form auch Platon offenbarte in dem Verweilen bei der mit schmählichem Tode gelohnten geistigen Überlegenheit des Sokrates.

Mit andern Worten: Die Christusgestalt als ein Ideal an geistiger Überlegenheit, Menschenliebe, Barmherzigkeit und Reinheit war viele Jahrhunderte älter als der hochsinnige Volksmann aus Galiläa, der vor 1900 Jahren dieses Vorbild als historische Gestalt verwirklicht haben soll, und die Gestalt wird ihn wiederum Jahrhunderte überleben, wenn er auch als Mensch vermutlich nie existiert hat.

Es ist denn auch im tiefsten Sinne nicht wesentlich, wie dieser irdische Lebenslauf sich geformt haben soll. Wir fragen nicht mehr, ob Jesus durch ein Wunder entstand, durch ein Wunder heilte oder Teufel austrieb – wir wissen nicht mehr, was Teufel sind, und wissen

nicht mehr, was unter jungfräulicher Geburt oder ähnlichen Wundern zu verstehen ist. Das sind Gespenster, die wir nie gesehen haben, denen wir nie einen Gedanken schenken.

3.

So ist das Fesselnde also nicht: Wunder oder Nichtwunder. Es ist jedoch von großem Interesse, zu sehen, wie Mythen und Legenden sich bilden.

Ein beginnender Bibelleser stutzt z. B., wenn er sieht, daß die Kreuzigung Jesu, falls sie überhaupt stattgefunden hat, den damaligen Juden zur Last gelegt worden ist. Es ist doch eine gegebene Sache, daß die Juden im damaligen Palästina keine Jurisdiktion besaßen. Sie waren also ganz und gar außerstande, selbst jemand zu richten. Ferner aber ist es außerordentlich unklar, welches Interesse sie daran gehabt haben sollten, den römischen Statthalter durch eine Drohung zu veranlassen, Jesus zum Tode zu verurteilen. Es ist unwahrscheinlich, daß der Römer einer solchen Beschwerde stattgegeben hätte.

So wenig es dem englischen Vizekönig in Indien einfallen könnte, einen Hindu wegen abweichender Anschauungen betreffs der Lehre Buddhas zum Tode zu verurteilen, so wenig ist es denkbar, daß ein römischer Prokurator eingegriffen hätte anläßlich einer Beschuldigung wie der, die Markus (14,54) (obendrein zufolge einander widersprechender Zeugnisse) gegen Jesus vorgebracht wird. Er soll gesagt haben: "*Ich will den Tempel, der mit Händen gemacht ist, abbrechen und in drei Tagen einen ändern bauen, der nicht mit Händen gemacht sei.*" Das wird bekanntlich im Johannesevangelium symbolisch ausgelegt. Aber buchstäblich verstanden, wie bei Markus (14,58), erscheint es nicht gefährlich für die menschliche Gesellschaft.

Falls in unsern Tagen ein Mann angeklagt würde, weil er gesagt hat: "Ich will Christiansborg niederreißen, es aber im Laufe von drei Tagen geistig schöner wieder aufbauen," so würde das Gericht zuerst untersuchen, ob er das wirklich gesagt, dann, ob der Angeklagte einen Versuch gemacht hat, das irdische Christiansborg niederzureißen, und

wenn dies nicht geschehen ist, würde die Klage abgewiesen werden. Eine Untersuchung, ob Anstalten zur Errichtung eines himmlischen Christiansborg getroffen wären, dürfte als ausgeschlossen betrachtet werden.

Der Römer würde sich natürlich zuerst davon unterrichtet haben, ob von dem Angeklagten tatsächlich ein Versuch gemacht worden sei, den Tempel niederzureißen, und, falls das verneint wäre, würde er verstanden haben, daß die Äußerung, wenn überhaupt so gefallen, sinnbildlich oder poetisch gemeint gewesen war; daraufhin würde er die Klage abgewiesen haben, da sie ihn nichts anging.

Wir können dies mit Sicherheit wissen, denn in der Apostelgeschichte (18,12), wo ausnahmsweise eine historische Persönlichkeit auftritt und wo das meiste daher glaubwürdig erscheint, können wir lesen, welche Antwort Senecas Bruder Julius Annaeus Gallio, der (nur im Jahre 51–52) Prokurator von Achaia war, in diesem Jahre gab, als Juden in Korinth Paulus anklagten, "die Leute zu überreden, Gott zu dienen dem Gesetze zuwider:" "*Wenn es ein Frevel oder Schalkheit wäre, liebe Juden, so hörte ich euch billig; weil es aber eine Frage ist von der Lehre und von den Worten und von dem Gesetze unter euch, so sehet ihr selber zu, ich gedenke darüber nicht Richter zu sein.*"

Rings im Alten Testament fanden sich Stellen, die als auf einen neuerstandenen Messias passend ausgelegt werden konnten. Im 5. Buche Moses waren z. B. die Worte Moses in den Mund gelegt worden: "*Propheten aus deiner Mitte, aus deinen Brüdern, gleich mir, wird dir erstehen lassen der Ewige, dein Gott, auf sie sollt ihr hören.*" Im Evangelium des Johannes (6,14) werden diese Worte unmittelbar hinter der Erzählung von der Speisung der 5000 Menschen mit 5 kleinen Broten angeführt. "*Da sprachen die Menschen: Das ist wahrlich der Prophet, der in die Welt kommen soll.*" In der Apostelgeschichte (3,22) beruft Petrus sich auf dieselbe Aussage des Moses.

Es gibt einige Stellen im Propheten Zacharias, die offenbar Motive zu Jesus zugeschriebenen Taten geliefert haben. Bei Zacharias steht (9,9): "*Juble laut, Tochter Zions, jauchze, Tochter Jerusalems! Siehe, dein König kommt zu dir, gerecht und siegreich, demütig, auf einem Esel reitend, auf dem Füllen einer Eselin.*" Bei Zacharias steht (14,21): "*Und kein Kanaaniter wird fürder im Hause des Ewigen der Heerscharen sein am selbigen Tage*",

was als Aufforderung betrachtet werden konnte, Jesus die an und für sich so unwahrscheinliche Vertreibung der Krämer aus dem Vorhof des Tempels zuzuschreiben, die Tauben zur Opferung verkauften und das zu erlegende Geld wechselten. Man denke sich einen Reformator, der die Frauen vertriebe, die vor der Notre-Dame-Kirche sitzen und Wachskerzen denen verkaufen, die sie zu Ehren Verstorbener brennen wollen!

4.

Ist man durch Vergleiche dieser Art mißtrauisch geworden, so erscheint es einem bald einleuchtend, daß sich die Leidensgeschichte Jesu unmöglich so zugetragen haben kann, wie sie in den Evangelien berichtet wird.

Man schlägt den 22. Psalm des Alten Testaments auf und findet den 2. Vers: "*Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?*" Das ist ja der Ausruf des sterbenden Jesus am Kreuze. Wie seltsam, daß Jesus mit einem Zitat auf den Lippen gestorben sein soll!

Und wer hörte es? Im ältesten Evangelium ist keiner der Seinen zugegen, die Apostel (oder wie sie dort genannt werden, die Jünger) waren ja alle geflohen (**Markus** 14,50), und Petrus hatte ihn sogar verleugnet. Dem späteren und weniger zuverlässigen Zeugnis des Matthäus zufolge sahen eine Menge Frauen aus großer Entfernung (apomakrothen) zu; diese scheinen dazusein, weil der Erzähler es zu unziemlich gefunden hat, daß Jesus starb, ohne einen einzigen seiner Lieben in der Nähe zu haben. Aber sie stehen bei ihm ausdrücklich in der Ferne, so daß sie unmöglich die letzten Worte des Sterbenden gehört haben können.

In demselben Psalm, der Jahrhunderte älter sein muß als die Zeit, in der sich die Leidensgeschichte zugetragen haben soll, heißt es weiter: "*Alle, die mich sehen, spotten meiner, sperren das Maul auf und schütteln den Kopf.*" Ganz dasselbe wird von dem Gekreuzigten gesagt (**Matthäus** 27,39). Im Psalm 22 heißt es weiter: "*Der Bösen Rotte hat mich umringt, sie haben meine Hände und Füße durchbohrt.*" Daher nicht nur die Stelle bei

Johannes (20,25), wo Thomas die Nägelmale in Jesu Händen sehen will, sondern offenbar auch die überlieferte Art und Weise, wie in christlicher Kunst der Gekreuzigte mit durchbohrten Händen und Füßen ohne den schmalen Sitz dargestellt ist, auf den der Gemarterte in der Regel mit zusammengebundenen (nicht ans Holz genagelten) Füßen gesetzt wurde. Die Tortur war auch dann noch schmerzhaft genug. In der hier gebrauchten Septuaginta-Übersetzung heißt es im Vers 17 des Psalms, wo von der Verbrecherbande die Rede ist, die den Sprechenden umringt hat, mißverständlich: Sie haben meine Hände und Füße durchgraben (was später zu "*meine Hände und Füße durchbohrt*" wurde), statt "*sie hängen sich, Löwen gleich, an meine Hände und Füße*." Man sah hierin einen Hinweis auf die Kreuzigung.

Im Psalm (22,19) steht ferner: "*Sie teilen meine Kleider unter sich und werfen das Los um mein Gewand*." Dies ist offenbar die Quelle für Matthäus (27,35), wo erzählt wird, daß die, welche Jesus gekreuzigt hatten, seine Kleider teilten und um sie losten.

Das Studium eines einzigen Psalms genügt also, um den Leser auf die Spur zu bringen und ihm zu zeigen, wie die Einzelheiten der Leidensgeschichte aus Stellen des Alten Testaments zusammengestoppelt sind, immer mit der Wendung, daß es so geschah, weil eine alte Weissagung in Erfüllung gehen sollte, – ein Gedankengang, der für den Menschen der Gegenwart seinen Sinn verloren hat. Er sieht nur die mosaikartige Zusammenstückung alter Schriftstellen, die man auswendig kannte, fortgesetzt, bis sie eine Art Ganzes bildeten.

In den Psalmen (41,10) wird von einem Verrat seitens derer gesprochen, auf die der Redende sich verließ, ja, mit denen er Brot gegessen hatte. Es wird ferner gesagt, daß es kein Feind war, der ihn höhnte, kein Neider, der sich auf seine Kosten groß machte, sondern ein Mensch, mit dem er umging, in dem er einen Freund sah. In der Apostelgeschichte (1,16) werden diese Stellen geradezu als eine Prophezeiung auf Judas ausgelegt, so daß es uns vorkommt, als hätten diese Stellen die Umrisse zur Judasgestalt geliefert.

Psalm (69,22): „*Und sie geben mir Galle zu essen und Essig zu trinken in meinem großen Durst*", zeigt wiederum, wie Zug auf Zug der Leidensgeschichte dem Alten Testament entnommen ist. Das fällt wieder bei Jesaia (50,6) auf: "*Meinen Rücken gab ich den Schlagenden preis, meine*

Wange den Raufenden, mein Angesicht entzog ich nicht der Schmähung und dem Anspeien." In der Weisheit steht (2,12ff.): "*Dem Gerechten wollen wir nachstellen. Denn er ist uns lästig und steht unsern Werken im Wege, er rechnet uns die Sünden gegen das Gesetz als Schimpf an ... Er gibt vor, Kenntnis Gottes zu haben, und nennt sich einen Sohn Gottes.*

"*Für unecht sind wir bei ihm geachtet, und er hält sich fern von unsern Wegen wie von der Unreinheit ... er tut groß mit Gott, dem Vater. Laßt uns sehen, ob seine Reden wahr sind, und wir werden erproben, was für ein Ende er nehmen wird. Denn wenn der Gerechte ein Sohn Gottes ist, so wird er sich seiner annehmen, und er wird aus den Händen seiner Gegner gerettet werden. Durch Mißhandlung und Qual wollen wir ihn prüfen, um seine Rechtlichkeit zu erkennen, und seine Ausdauer im Leiden prüfen. Zu schmählichem Tode wollen wir ihn verdammen!*"

Jesaia (11) steht die bekannte Stelle: "*Dann geht ein Reis aus Isais Stamm hervor, ein Sproß keimt aus seinen Wurzeln. Es ruht auf ihm der Geist des Ewigen, der Geist der Weisheit und der Einsicht, der Geist des Rates und der Kraft, der Geist der Erkenntnis und der Furcht des Ewigen ... Er richtet in Gerechtigkeit die Armen, urteilt in Billigkeit den Leidenden des Landes: so schlägt er das Land mit der Rute seines Mundes, mit dem Hauche seiner Lippen tötet er den Bösewicht ... Da wohnt der Wolf mit dem Lamme, beim Böcklein lagert der Pardel, Kalb und junger Leu und Mastkalb beisammen: ein kleiner Knabe leitet sie. Und Kuh und Bärin weiden zusammen, beisammen lagern sich ihre Jungen. Der Löwe frißt Stroh wie ein Rind. Es spielt der Säugling an der Natter Kluft, und in des Basilisken Höhle streckt die Hand der kaum Entwöhnte.*"

Hier werden paradiesische Zustände angezeigt, deren Verwirklichung im irdischen Leben Jesus sich in den Evangelien nicht zu erwarten erkühnt.

Aber die Lehre Jesu findet sich ausgesprochen bei Jesaia (58, 7): "*Ist nicht das ein Fasten, das ich liebe: Brich dem Hungrigen dein Brot, unglückliche Verfolgte bring' ins Haus, so du einen Nackten siehst, bekleide ihn .... Dann wird, wie Morgenröte, dein Licht anbrechen, und vor dir zieht dein Heil daher, des Ewigen Herrlichkeit schließt deinen Zug.*"

Auch den Heilungswundern wird bei Jesaia vorgegriffen. Matthäus (8,17): "*Auf daß erfüllet werde, was gesagt ist durch den Propheten Jesaia, der da spricht: Er hat unsere Schwachheiten auf sich genommen, und unsere*

Seuchen hat er getragen." In Matthäus (11,5) sagt Jesus: "*Die Blinden sehen, und die Lahmen gehen, die Aussätzigen werden rein, und die Tauben hören.*" Jesaia (35,5): "*Dann tun sich auf die Augen der Blinden, der Tauben Ohren öffnen sich. Dann hüpft wie ein Hirsch der Lahme, es jubelt die Zunge des Stummen.*"

Nicht minder ist bei Jesaia der Befreiung vorgegriffen: "*Er hat mich gesandt, die zu heilen, deren Herz gebrochen ist, und die Freiheit der Gefangenen, die Loslassung der Gefesselten zu verkünden.*" Bei Jesaia steht (53): "*Da war er vor ihm wie ein Reis, wie eine Wurzel aus dürrem Land erwachsen, nicht Gestalt und nicht Schönheit war ihm, daß auf ihn wir schauten, und nicht Aussehen, daß sein wir uns freuten. Verachtet, von Menschen gemieden, ein Mann der Schmerzen, vertraut mit Gebreste, wie wer sein Antlitz vor uns verhüllet, verachteten wir ihn und schätzten ihn nicht.*"

Die Leidensgeschichte ist zusammengeschrieben auf der Grundlage von Stimmungen und Klagen, die aus dem Alten Testament geholt sind, sie zeigt sich namentlich unterbaut durch die Schilderung von den Leiden des personifizierten Israels bei dem zweiten Jesaia.

Hier findet sich schon die in den Religionen des Altertums wie später im Christentum verbreitete Vorstellung, daß einer an Stelle des andern in seinem Namen leidet. Schon hier bildet das Vikariatsleiden einen Mittelpunkt.

Bei Jesaia steht (53,4ff.): "*Aber unsere Gebresten trug er und unsere Schmerzen lud er auf sich, doch wir hielten ihn für geschlagen, von Gott getroffen und niedergedrückt. Und er war verwundet ob unserer Sünden, zermalmet ob unserer Missetaten, zu unserm Heile traf ihn die Strafe, und durch seine Strieme ward uns Heilung.*

"*Wir alle irrten wie Schafe, zogen ein jeglicher seines Weges, ihn aber ließ treffen der Ewige unser aller Schuld ... Er trug die Sünden vieler und für Missetaten es ihn betraf.*" In der Apostelgeschichte (8,28) wird zudem die Stelle bei Jesaia, wo die Rede von dem Gerechten ist, der wie ein Schaf zur Schlachtbank geführt wird, einem fragenden äthiopischen Verschnittenen gegenüber ausdrücklich als auf Jesus bezüglich ausgelegt.

5.

Sir James Frazer, wohl der größte Mythologe unseres Zeitalters, sagt in The Golden Bough: “Die Übertragung des Bösen, der Grundsatz vom Vikariatsleiden, ist die allgemeine Auffassung und Praxis bei Rassen, die auf einer niedrigen Stufe sozialer und intellektueller Kultur stehen. Es erscheint in der Geschichte des klassischen Altertums, so lange die Völker noch in der Barbarei leben. Das typische Beispiel ist die Opferung Iphigeniens.

“Der Dienst der syrischen Gottheit Attis hatte mit dem Christentum die seelische Reinigung durch Vergießen von Blut gemein. Bezeichnenderweise wurde nach seinem Ritus das Blut des geweihten Ochsen gerade an der Stelle vergossen, wo jetzt die St.-Peters-Kirche steht.”

Niemand betrachtet heute das Johannesevangelium noch als ein Zeugnis der historischen Vorgänge, es ist lauter Symbolik, lauter Theologie. In ihm kehrt die seit zahlreichen Jahrhunderten existierende Messiasauffassung in verjüngter Form wieder. Alles, was die früheren Evangelien – die sogenannten Synoptiker – mitgeteilt haben, wird hier zu Sinnbild und Mystik. Die Zahl der Wunder, die hier berichtet werden, ist sieben. Es ist der siebente Tag, der Sabbat, an dem der Lahme geheilt wird. Die lange Reihe von Jahren, die er als Krüppel darniedergelegen, symbolisiert das jüdische Volk, das auf den Messias gewartet hat. Die Heilung selbst wird (5,17) als Sinnbild des ganzen Werkes Jesu bezeichnet. Die Vervielfältigung der Brote ist ein Sinnbild vom Brote des Lebens. DaWunder, wie Jesus über das Wasser schreitet, bedeutet, daß der Messias siegreich, daß er Geist ist, das Wort, das zu seiner Ewigkeit zurückkehrt. Die Heilung des Blindgeborenen bedeutet, daß der Messias das Licht der Welt, die Erweckung des Lazarus, daß er das Leben ist. Man findet hier eine starke Zahlenmystik. Jesus wandert dreimal in Galiläa, dreimal in Judäa, überall tut er drei Wunder, dreimal bezeichnet er Judas als Verräter (13,18.21.26). Jesus steht am dritten Tage aus dem Grabe auf, er offenbart sich darauf dreimal.

Dies Evangelium scheint in der ersten Hälfte des zweiten Jahrhunderts verfaßt zu sein. Aber soweit man vermuten kann, sind die zusammengestückten, überarbeiteten Kompilationen, die man Synop-

tiker nennt, wohl zwanzig bis fünfzig Jahre jünger als die echten Briefe Pauli.

Paulus, d. h. der kleine Saul, ist ein heftiger und gefährlicher kleiner Mann gewesen, von dem in der Apostelgeschichte erzählt wird, daß er als Arbeiter in Korinth bei dem unter Klaudius aus Rom vertriebenen Zeltmacherpaar Aquila und Priscilla beschäftigt wurde. Diese beiden – heißt es – seien in die Tumulte verwickelt gewesen, von denen Suetonius an der berühmten, merkwürdigen Stelle spricht, die er von irgendeinem Jahrbücherverfasser abgeschrieben zu haben scheint. Er sagt: "Als die von Christus aufgehetzten Juden andauernd Unruhen veranstalteten, vertrieb er (Klaudius) sie aus Rom."

Chrestus war damals ein gewöhnlicher Name für Sklaven und Freigelassene. Er kommt 80 mal auf Inschriften vor, die in Rom unter der Peterskirche gefunden wurden, als man sie in der Spätrenaissance erweiterte. Aquila und Priscilla müssen sich unter den aus Rom ausgewiesenen Juden befunden haben. Sie lebten vom Bau von Zelten und Hütten und nahmen den kleinen, feurigen, unberechenbaren und unbändigen Saul aus Kilikien als Mitarbeitet in ihre Dienste.

Die echten und unechten Episteln, die unter seinem Namen gehen, sind viel älter als die Evangelien. Der Verfasser der Episteln hat Jesus übrigens nie gesehen und weiß – oder berichtet – nicht das geringste über seinen Lebenslauf.

Der sogenannte Paulus hat nur die rein theologische Auffassung von Jesus: "*Welcher ist* (**Kolosser** 1,15.16) *das Ebenbild des unsichtbaren Gottes, der Erstgeborene vor allen Kreaturen. Denn durch ihn ist alles geschaffen, was im Himmel und auf der Erde ist, das Sichtbare und Unsichtbare, es seien Throne oder Herrschaften oder Fürstentümer oder Obrigkeiten, es ist alles durch ihn und zu ihm geschaffen.*" Bestimmungen wie diese entfernen uns wahrlich weit von dem jungen beredten und begeisterten Sohn eines Baumeisters in Galiläa, der seiner rein geistigen Agitation wegen von dem römischen Landesoberhaupt in Jerusalem hingerichtet worden sein soll. Aber zeigen wir heutzutage bei der Behandlung dieser Frage nicht eigentlich noch weniger gesunden Menschenverstand?

Lange Zeit hat man darüber gestritten, welche Teile der dem Paulus zugeschriebenen Briefe als echt aufgefaßt werden müßten und in welchen man spätere Hinzufügungen erkannte, gar nicht zu reden

von denen, die überhaupt nicht von ihm selber stammen konnten. Echt sind aller Wahrscheinlichkeit nach nur der Galaterbrief, der Römerbrief und teilweise der erste Korintherbrief. Von beißender Unwahrscheinlichkeit ist jedoch im Galaterbrief die Erzählung von dem dreijährigen Aufenthalt in Arabien nach der Bekehrung; sie soll die Unabhängigkeit von Petrus zeigen.

Die Frage hat in unsern Tagen vermutlich etwas von ihrem Interesse verloren. Die Paulinischen Schriften können, wenn sie auch bedeutend älter als die Evangelien sind, vordatiert sein. Verschiedene, wie der Holländer van Manen, haben mit Nachdruck behauptet, es deute nichts darauf hin, daß im ersten Jahrhundert irgendein "Apostel" existiert habe, der paulinische Gedanken verkündete. Die Errichtung größerer Gemeinden, die nicht mehr jüdisch, sondern christlich waren, muß aller Wahrscheinlichkeit nach in das zweite Jahrhundert verwiesen werden. Eine scheinbar halb scherzhafte, aber höchst ernst gemeinte Vermutung des hervorragenden englischen Bibelforschers Thomas Whittaker geht darauf aus, daß der wirkliche Begründer des historischen Christentums der Hohepriester Kaiphas gewesen sei mit dem "*Rat an die Juden*," der ihm nach Behauptung des Verfassers des vierten Evangeliums durch göttliche Eingebung erteilt sein soll: "*Bedenket auch nichts, es ist besser, ein Mensch sterbe für das Volk, denn daß das ganze Volk verderbe. Solches aber redete er nicht von sich selbst, sondern weil er desselben Jahres Hoherpriester war, weissagte er, denn Jesus sollte sterben für das Volk*" (**Johannes** 11,50–51). Und Kaiphas ist eine historische Persönlichkeit, als solche bekannt und erwähnt von Flavius Josephus, etwas, das man nicht von Jesus sagen kann, da die Fälschung in den Antiquitäten (18,3) ja längst selbst von den konservativsten Forschern anerkannt ist.

Gleichzeitig mit Josephus hat ein Geschichtsschreiber gelebt, der wie er sowohl Krieger wie Historiker war. Er soll ein Landsmann von Jesus im engsten Sinne gewesen sein, da er aus der Gegend stammte, in der Jesus der Aussage nach geboren ist. Es ist Justus von Tiberias; wie Josephus schrieb er über den Krieg gegen die Juden und außerdem eine Chronik über die jüdischen Könige von Moses bis Agrippa II. Beide Werke sind verloren gegangen, wurden aber im neunten

Jahrhundert von Photios gelesen, der sich wunderte, daß hier so wenig wie bei Josephus Jesus je erwähnt wurde.

6.

Bei den heidnischen Schriftstellern Roms kommt keine irgendwie zuverlässige Erwähnung von Jesus vor. Der früheste Hinweis findet sich in einem der Briefe des jüngeren Plinius an Kaiser Trajan aus dem Jahre 112, als Plinius in der Eigenschaft eines Legatus pro praetore in die Provinzen Bithynia und Pontus gekommen war und die dortige Gegend vom Christentum verseucht gefunden haben soll. – Aber ist der Brief echt?

Es muß jedenfalls bemerkt werden, daß dieser Brief der Nachwelt hinterlassen ist in einer Handschrift, die sich von der der übrigen Briefe des Plinius unterscheidet, und daß Plinius in seinen Briefen über die Christen „Klemens von Rom“ als einen bekannten Mann erwähnt, der die ihm zugeschriebenen Episteln verfaßt hat. Echt kann von den Klemens Romanus zugeschriebenen Briefen nach der allgemeinen Auffassung nur der erste von der römischen Gemeinde an die Korinther sein. Er wurde erst um das Jahr 170 anerkannt. Wie sollte Plinius ihn da gekannt haben? Dieser Umstand macht die Erwähnung der Christen in der 96. Epistel des Plinius äußerst verdächtig. Plinius schreibt hier an Trajan:

“Was die betrifft, die leugneten, Christen zu sein, so fühlte ich mich berechtigt, sie freizusprechen, sobald sie in meiner Gegenwart die Götter angerufen und dein Bild geehrt hatten. Diese, die behaupteten, nicht Christen zu sein – ehrten alle dein Bild und verfluchten Christus. Aber sie behaupteten, ihr ganzes Vergehen oder ihr Irrtum bestände darin, daß sie sich in Übereinstimmung mit ihren Gebräuchen an irgendeinem vorausbestimmten Tage vor Tagesanbruch versammelten und Christus wie einem Gotte abwechselnd einen Gesang (carmen) sangen (Christo quasi deo).”

Falls diese Briefstelle, was höchst unsicher ist, echt sein sollte, so hat Plinius in dem Tun und Lassen der Christen eine Gefahr gesehen,

insofern dieser neue, auf den alten, eifernden, jüdischen Gott aufgepfropfte Gott, dem sie Hymnen sangen, ebenso unvereinbar war mit den anderen Göttern des Kaiserreiches, denen diese Messiasverehrer nicht Räucherwerk und Wein opfern wollten, wie mit der Anbetung des göttlichen Kaisers.

Es finden sich alles in allem nur zwei Andeutungen auf Christus in der lateinischen Literatur. Sie stehen bei zwei römischen Schriftstellern, die in der Übergangszeit vom ersten ins zweite Jahrhundert lebten. Diese Stellen finden sich bei Tacitus und Suetonius, beides Freunde des jüngeren Plinius.

In den stilistisch stark hergerichteten Annalen des Tacitus steht (15,44) bezüglich des Brandes Roms unter Nero:

"Nero hatte gewisse Personen im Verdacht, Urheber dieses Verbrechens zu sein. Sie verurteilte er zu der grausamsten Tortur. Es sind dies die, welche wegen ihrer Infamie gehaßt und gemeinhin Chrestiani genannt werden. Der Urheber des Namens (Christus) ist unter der Regierung des Tiberius von dem Prokurator Pontius Pilatus zum Tode verurteilt worden."

Für einen unparteiischen Kritiker scheint kein Zweifel herrschen zu können, daß diese Stelle eine Einschiebung, eine Fälschung ist, die lange nach der Zeit des Tacitus von irgendeinem christlichen Mönch oder doch christlichen Abschreiber ausgeführt ist. Der Satz ist ganz in Übereinstimmung formuliert mit der christlichen Überlieferung, wie sie sich allmählich bildete. Chrestiani, in griechischer Aussprache dasselbe wie Christiani, ist ein Name, von dem man nicht vermuten kann, daß Tacitus ihn kannte, als er die Annalen schrieb. Das griechische Wort Christus für Messias kam erst unter Trajan in Gebrauch. Keiner der Evangelisten gebraucht das Wort Christen mit Bezug auf die, welche Jesus folgten. Die einzige Stelle, an der die Bekehrung von Heiden erwähnt wird (**Apostelgeschichte** 11,20), läßt diese Bekehrung von Antiochia ausgehen. Tacitus nennt hier nicht den Namen Jesus, scheint ihn nicht zu kennen, glaubt offenbar, daß Christus ein Personenname sei, weiß nicht, daß er Messias bedeutet. Besonders verdächtig ist, daß er, gerade als wäre er ein Christ späterer Zeiten, von Pilatus wie von einer Persönlichkeit spricht, die der Leser ohne weitere Erklärung kennen müsse.

Kein Werk von Tacitus ist uns ohne verfälschende Einschiebung überliefert. Den Glauben Gibbons an die Reinheit des Textes in den ältesten Tacitus-Manuskripten hat man längst aufgegeben. Um so mehr Grund haben wir, die Stelle als unecht anzusehen, als das, was Tacitus von dem Verhältnis Neros zu den Christen erzählt – oder richtiger –, was in seine Schrift eingelegt ist – unmöglich wahr sein kann. Es ist undenkbar, daß sich schon zu Neros Zeit eine so große Gemeinde von Anhängern Jesu gebildet haben sollte, daß sie sich die öffentliche Aufmerksamkeit und den Haß der Bevölkerung zugezogen hätte, so daß sie beschuldigt worden wäre, Rom in Brand gesteckt zu haben. Und wie hätte Tacitus, der die Lehre der Juden nie ernst nahm, sondern (nach Tertullian) glaubte, daß der Gott der Juden, den er nicht von dem der Christen unterschied, ein Mensch mit einem Eselskopf war – wie auf dem bekannten Graphit – wie hätte er die Anwesenheit einer kleinen jüdischen Sekte in Rom als eine Gefahr für das Kaiserreich betrachten sollen? Kein vernünftiger Mensch glaubt heute mehr an die Legende, daß Nero selbst Rom in Brand gesteckt habe. Suetonius, der ihn verdächtigt, kennt kein Gerücht, das ihn als Urheber bezeichnete. Es gab keinen Grund für Nero, die Christen der Brandlegung zu zeihen. Sie nannten sich selbst Jessäaner oder Nazaräaner, die Auserwählten oder die Heiligen usw. Und wurden allgemein als Juden betrachtet. Sie beobachteten das Gesetz Mose, und die Bevölkerung konnte sie nicht von den anderen Juden unterscheiden. Sie verhielten sich still und machten sich so wenig wie möglich bemerkbar.

Die uns von Tacitus überlieferte Geschichte von den lebenden Fackeln scheint die Ausgeburt einer durch die Lektüre von der Erzählung späterer christlicher Märtyrer erregten Einbildungskraft zu sein. Feuerstrafe gab es zu Neros Zeit nicht in Rom. Die Gärten, in denen die lebenden Fackeln gestanden haben sollen, wurden zur Unterbringung der Unglücklichen benutzt, die durch den Brand Roms obdachlos geworden waren, sie standen voll von Zelten und Holzschuppen, und es konnte niemand einfallen, Scheiterhaufen für Missetäter dazwischen zu errichten.

Die heidnischen Schriftsteller wissen nichts von diesen Gräueln. Die ältesten christlichen Autoren kennen auch nicht die “lebenden Fac-

keln," die sich doch so gut zu heftiger Propaganda geeignet hätten. Sie werden zuerst in einer bekannten Fälschung aus dem vierten Jahrhundert, dem erdichteten Briefwechsel zwischen Seneca und dem Apostel Paulus erwähnt. Eingehender ist die Rede davon bei dem 403 gestorbenen Sulpicius Severus, aber vermischt mit christlichen Legenden wie dem Tod Simons des Magikers oder Petrus' Bistum in Rom. Die Ausdrücke des Sulpicius stimmen in der Regel Wort für Wort mit denen des Tacitus überein. Es ist zweifelhaft, ob das Manuskript des Tacitus, das Sulpicius Severus benutzt hat, überhaupt den berühmten Passus über die Christen – odium generis humani – enthält. Sonst würden die anderen christlichen Autoren, die Tacitus benutzten, ihn doch gekannt haben. Die Wahrscheinlichkeit spricht dafür, daß die Stelle in den Annalen (15,44) zur Ehre Gottes durch irgendeinen Klosterbruder von Tacitus zu Sulpicius überführt wurde, um die christliche Überlieferung durch heidnisches Zeugnis zu erhärten.

Vermutlich existiert also in der zeitgenössischen römischen Literatur kein echter Ausspruch, der in die Richtung weist, daß Jesus eine historische Gestalt gewesen.

7.

Nach einiger Zeit erhielt Paulus in Korinth den Besuch zweier Gesinnungsgenossen, Silas Silvanus und Timotheus, die ihm die Nachricht von einer Gemeinde gebracht haben sollen, welche in Thessalonich gegründet worden war, und zwar als eine freigebige Stiftung der Bewohner Philippis, unter denen sich eine reiche, gastfreie Purpurkrämerin namens Lydia aus der Stadt Thyatira befand. Sie gewährte Paulus und seinen Begleitern Obdach und sorgte für ihren Unterhalt (**Brief an die Philipper** 4,16, **Apostelgeschichte** 16,14–15).

Paulus, der der eigentliche Verbreiter der christlichen Religion war, kann nicht das geringste über die Persönlichkeit Jesu melden, er hat ihn nie gesehen, ebensowenig, wie die, im übrigen namenlosen, Evangelisten ihn je gesehen haben. Wenn er (1. **Korinther** 9,1) ausruft: "*Habe*

ich nicht unsern Herrn Jesus Christus gesehen?," so bezieht sich das auf die Vision bei Damaskus. Und was man populär als Evangelium des Markus, des Lukas usw. bezeichnet, will ja nach den Worten des Textes (Katà) nur ausdrücken, daß das Evangelium von jemand aufgezeichnet wurde, der dem Kreise des genannten Jüngers angehörte, keineswegs, daß dieser selbst der Urheber war.

Nichts wird zudem von diesen Evangelisten niedergeschrieben, ehe Paulus schon jahrelang gewirkt hat.

Dieser Paulus mit all seiner Feurigkeit ist, soweit man sehen kann, eine unheimliche Persönlichkeit gewesen, einer jener krankhaften Menschen, bei denen die Begeisterung in Abscheu, der Haß dagegen in aufbrausende Schwärmerei umschlägt.

Alles historische Wissen ist ja unsicher, das Wort ist wahr, daß die historische Sicherheit auf der Schweigsamkeit des Todes beruht. Aber was die Quellen uns melden, ist folgendes: Als der unglückliche Stephanus wegen seines abweichenden Messiasglaubens gesteinigt werden sollte, legten die ersten von den Henkern die Mäntel, die sie bei der Steinigung störten, einem jungen Fanatiker Saul zu Füßen, der Gefallen an dem Morde fand, und deshalb nach seiner eigenen Aussage gern die Kleider derer verwahrte, die ihn ausführten. Er sah es in seiner blinden Leidenschaft für seine Schuldigkeit an, etwas gegen die Nazaräer zu tun. Das tat er denn auch in Jerusalem, wo er sich vom Hohenpriester eine Vollmacht verschaffte, um viele von den Heiligen ins Gefängnis werfen zu lassen; er soll, wenn sie gesteinigt wurden, seine Stimme dafür abgegeben haban. Man nimmt an, daß dies im Jahre 37 geschehen sei. Im Jahre 38 erfolgte seine plötzliche Bekehrung.

Sowohl vor wie nach ihr war er ein Eiferer von Fach.

8.

Er war im Jahre 10 oder 12 in Tarsus in Kilikien geboren. Erst, als er sich zum Apostel der Heiden machte, latinisierte er seinen Namen Saul in Paulus. Seine Familie stammte aus Gischala in Galiläa und glaubte, dem Stamm Benjamin anzugehören. Sein Vater war

römischer Bürger, hatte diesen Titel entweder durch erwiesene Dienste erworben oder auch vielleicht von einem seiner Vorfahren geerbt, der ihn sich gekauft hatte. Die Familie gehörte, wie alle besseren jüdischen Familien, zur Partei der Pharisäer. Selbst als er mit der Partei gebrochen hatte, behielt er doch noch ihren Eifer, ihre seelische Spannung, die Schärfe ihrer Ausdrucksweise.

Tarsus war damals eine blühende Stadt, die Bevölkerung griechisch und aramäisch. Die Juden waren dort wie in allen Handelsstädten zahlreich. Der Sinn für Literatur war verbreitet, und keine Stadt, selbst nicht Athen oder Alexandria, war reicher an wissenschaftlichen Institutionen. Nicht, daß Saul eine sorgfältige hellenische Erziehung genossen hätte.

Die Juden besuchten selten die Schulen, in denen weltliche Kenntnisse verbreitet wurden. In den Schulen wurde in erster Reihe ein reines Griechisch gelehrt. Hätte Saul es gelernt, so hätte Paulus nicht seine eigenartige, so ungriechische Sprache geschrieben – oder wohl eher diktiert –, die so von aramäischen und syrischen Redensarten wimmelt, daß ein gebildeter Grieche seiner Zeit sie wohl kaum verstehen konnte. Ohne sich über den Mangel dessen zu schämen, was diedamalige Zeit unter Bildung verstand, nennt er sich selbst (2. **Korinther** 11,6) idiotes to logo, nicht kundig der Rede, natürlich nur, um zu behaupten, wie wenig darauf ankäme. Er hat offenbar in der syrochaldäischen Sprache gedacht, wie sie denn auch seine Muttersprache war, die er am liebsten redete, auch wenn er Selbstgespräche führte oder Stimmen in seinem Ohre hörte.

Was er verkündet, hat denn auch nicht das geringste Verhältnis zu griechischer Philosophie.

Das sooft erwähnte Zitat aus Menanders verlorengegangenem Schauspiel Thais, "Schlechter Umgang verdirbt gute Sitten," war eine Redensart, die von unzähligen angewendet wurde, welche nie Menander gelesen hatten.

Die beiden griechischen Zitate, die man sonst noch findet, kommen in Briefen vor, die kaum echt sind. Die eine Stelle (**Titus** 1,12), wo es heißt: "*Es hat einer aus ihnen gesagt, ihr eigener Prophet: 'Die Kreter sind immer Lügner, böse Tiere und faule Bäuche*,'" wurde Epimenides zugeschrieben, der im 6. Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung lebte und

im Altertum als ein großer Wahrsager angesehen wurde. Die andere Stelle (**Apostelgeschichte** 17,28) lautet: "*Denn in ihm leben, weben und sind wir, wie auch etliche Poeten bei euch gesagt haben*." Die Dichter, an die er hier denkt, sind Aratos aus Kilikien und Kleanthes aus Lykien. Mit dem Worte ihm ist bei ihnen Zeus gemeint.

Man sieht, daß der junge Saul fast seine ganze Bildung dem Talmud verdankt, er läßt sich mehr von Worten als von Gedanken leiten, ein Wort bringt ihn dazu, eine Gedankenreihe zu verfolgen, die weit vom Ausgangspunkt entfernt ist. An einer einzigen Stelle (*Kapitel* 13) hebt sich der Korintherbrief zu so hohem Fluge, daß wenige Stellen ihm nahe kommen an glühender Begeisterung und strömender Beredtsamkeit. Es muß eingeräumt werden, daß die Stelle allerdings von einem so gewiegten Kenner wie van Manen als spätere Einschiebung bezeichnet wird. Es sind die schönen Worte: "*Wenn ich mit Menschen- und mit Engelzungen redete und hätte der Liebe nicht, so wäre ich ein tönend Erz oder eine klingende Schelle. Und wenn ich weissagen könnte und wüßte alle Geheimnisse und alle Erkenntnis und hätte allen Glauben, also daß ich Berge versetzte, und hätte der Liebe nicht, so wäre ich nichts.*" Es folgen noch ein Dutzend ebenso wertvolle Ausbrüche, Funken eines Feuers, desgleichen jahrhundertelang nicht gewesen war und nicht kommen sollte.

Aber man untersuche, wie seltsam dieser schöne Abschnitt eingerahmt ist. In langweilige, spitzfindige Beschreibungen wie das lang ausgedehnte Gleichnis des vorigen Kapitels, daß wie im menschlichen Körper die Glieder zusammenhängen, so auch die Gemeinde zusammenhalten soll, und dazu Argumente, wie: "*So aber der Fuß spräche: Ich bin keine Hand, darum bin ich des Leibes Glied nicht, sollte er um deswillen nicht des Leibes Glied sein? Und so das Ohr spräche: Ich bin kein Auge, darum bin ich nicht des Leibes Glied, sollte es um deswillen nicht des Leibes Glied sein?*" usw., bis ins Unendliche. Oder man schlage nach, was auf die erhabene Lobpreisung der Liebe folgt. Ein Kapitel, das gedanklich so schwach und so lose im Gedankengang ist: "*Denn der mit Zungen redet, der redet nicht den Menschen, sondern Gott, denn ihm hört niemand zu, im Geist aber redet er die Geheimnisse. Wer aber weissagt, der redet den Menschen zur Besserung und zur Ermahnung und zur Tröstung. Wer mit Zungen redet, der bessert sich selbst*" usw. – die leersten Redensarten.

9.

Sauls Vater hatte ihn früh zum Rabbi bestimmt, ihm aber, wie üblich, einen Beruf gegeben. Er wurde Zeltmacher, arbeitete mit dem groben Leinen, das selbst aus Kilikien kam, oder mauerte Hütten. Er war unbemittelt und äußerst höflich. Wenn Leidenschaft ihn nicht zornig und wild machte, war er wohlerzogen, sogar herzlich, im übrigen jedoch reizbar und zur Eifersucht geneigt.

Sein Äußeres scheint schwächlich gewesen zu sein. Nach alten christlichen Schriften, deren Glaubwürdigkeit zwar unsicher, deren Schilderung jedoch immerhin nicht ganz aus der Luft gegriffen scheint, war er häßlich, klein, vierschrötig, buckelig. Wo er von seinem Körper spricht (wie in 2. **Korinther** 11,30; 12,5.9.11), macht er auf seine Körperschwäche aufmerksam, die einen so ausgeprägten Gegensatz zu seiner Geistesstärke bildet. Er schildert sich als einen Mann, der trotz seiner geistigen Überlegenheit krank und erschöpft ist und in seinem Auftreten nichts besitzt, was eine Wirkung ausübt, der aber so beschaffen ist, daß er in seinem Innern Verzückungszustände erlebt hat, in denen er nicht wußte, ob er sich innerhalb oder außerhalb seines Körpers befand. Er hat zudem ein heimliches Gebrechen, "*einen Pfahl im Fleische*," der ihm von Gott gegeben ist, um ihn zu verhindern, dem Hochmut zu verfallen. Der Pfahl besteht darin, daß "*Satans Engel ihn mit Fäusten schlägt*" (2. **Korinther** 12,7). Dreimal hat er Gott gebeten, ihn davon zu befreien, und dreimal hat er die ablehnende Antwort erhalten: "*Laß dir an meiner Gnade genügen.*" Der Pfahl im Fleische ist kein Ausdruck für irgendwelche geschlechtliche Anfechtung, er läßt uns oft genug wissen, wie kalten Temperamentes er ist. Siehe besonders 1. Korinther (7,7): "*Ich wollte aber lieber, alle Menschen wären, wie ich bin*," d. h. ohne Verlangen nach einem Weibe.

Er kam jung nach Jerusalem, und man vermutet, daß er jung die Schule Gamaliels besucht hat. Dieser wurde Pharisäer genannt, war aber milde, wenn auch streng. Saul hingegen entwickelte sich zu einem wilden, aufgehetzten und aufhetzenden Fanatiker, bis zur Raserei klammerte er sich an die nationale Vergangenheit. Als die erste Gemeinde sich in Jerusalem zerstreute, durchwanderte er das Land und besuchte die andern Städte.

In Damaskus scheint sich zu einem Zeitpunkt, als die römische Herrschaft beim Ausbruch von Kaligulas Tollheit zusammengebrochen war, eine Gruppe gebildet zu haben, die glaubte, daß der Messias gekommen wäre. Saul scheint sich hingegen vom Hohenpriester Theophilus, dem Sohn des Hanan, eine Vollmacht verschafft zu haben, diese Abtrünnigen zu verhaften und in Banden nach Jerusalem zu bringen. Da endlich scheint es, daß ihn in dem irdischen Paradies, das die Gärten bei Damaskus waren, selbst seine Henkerrolle anekelte, daß er sich derer erinnerte, die er hatte verfolgen und foltern lassen, und daß er glaubte, eine lichte Vision am Himmel zu sehen und eineStimme zu hören, die ihn in seiner Muttersprache warnte und ermahnte. Er hatte einen epileptischen Anfall, aus dem er umgestimmt, bekehrt erwachte.

10.

Auf jeden Fall ist er nach seinem Aufenthalt in Damaskus verwandelt, er ist selbst lauter Hoffnung und Glauben, er wandert den Scharen, die er an sich zieht, wie eine Feuersäule voran. Flammt er von der Liebe, die er so schön gepriesen hat? Sie kommt über ihn wie Hitzeschauer, brennt durchaus nicht in ihm wie eine heilige Lampe.

Das erste beste Beispiel wird es beweisen. Es hatte sich eine kleine Gemeinde in Korinth gebildet, aber dort wie überall war viel Fleischlichkeit im Schwange. Die Messiasgläubigen, die man gelehrt hatte, daß das Gesetz Mose jetzt keine Gültigkeit mehr hätte, sondern daß ihnen alles erlaubt wäre, führten ein höchst unzüchtiges Leben. Die Frauen zeigten sich ohne Schleier. Das gemeinsame Liebesmahl, an das sich das Abendmahl anschloß, war zu wilden Schmausereien ausgeartet. Man kaufte auf dem Markte von dem Fleisch, das von den den griechischen Göttern dargebrachten Opfern übriggeblieben war, und ließ es sich gut schmecken, viele entblödeten sich nicht einmal, an heidnischen Opferfestlichkeiten teilzunehmen. Doch die scheußlichste Botschaft, die Paulus erhielt war, daß einer von der Gemeinde sich noch zu Lebzeiten seines Vaters mit seiner geschie-

denen Stiefmutter verheiratet hatte. Paulus ist außer sich. Er rast. Obwohl der Sünder aufrichtig bereut, beruhigt ihn das keineswegs. In demselben Brief (1. **Korinther** 5,3–5), der von Hymnen zum Preis der Liebe überströmt, stellt er ein strafendes Wunder in Aussicht. Er hat beschlossen, im Namen des Herrn vor versammelter Gemeinde mit seinem Geist und mit der Kraft des Herrn Jesu Christi den Sünder zum Verderb seines Fleisches Satan zu übergeben, auf daß sein Geist später am Tage des Herrn selig werden kann.

Sein Zorn ist zügellos. Aber das schlimmste beinahe war, daß er sich lächerlich machte, da das Wunder ausblieb. Jetzt wurde er auf jede Art und Weise als Prahlhans verhöhnt: er wolle durch Briefe schrecken, komme aber nicht selber (2. **Korinther** 10,9). – Wahrlich, er machte sich das Leben sauer durch sein ewiges Agitieren und Ermahnen, seinen unablässigen Kampf gegen Feinde innerhalb und außerhalb des Lagers der Heiligen.

Er ist rechthaberisch, zänkisch, man dürfte das Wort Querulant wagen. Man sehe ihn selbst sein Verhältnis zu Petrus darstellen (im **Galaterbrief** 2,11ff.). Kein Wort ist verletzend genug für den Rivalen. Er beschuldigt ihn sowohl der Feigheit wie der Heuchelei: "*Da aber Petrus gen Antiochien kam, widerstand ich ihm unter Augen, denn es war Klage über ihn gekommen. Denn zuvor, ehe etliche von Jakobus kamen, aß er mit den Heiden, da sie aber kamen, entzog er sich und sonderte sich ab, darum daß er die aus den Juden fürchtete. Und mit ihm heuchelten die andern Juden, also daß auch Barnabas verführt ward, mit ihnen zu heucheln. Aber da ich sah, daß sie nicht richtig wandelten nach der Wahrheit des Evangeliums, sprach ich zu Petrus vor allen öffentlich: ‚So du, der du ein Jude bist, heidnisch lebst und nicht jüdisch, warum zwingst du denn die Heiden, jüdisch zu leben?'*"

Und nun folgt ein fast unverständliches Donnerwetter.

Doch alles dies, worauf Ideenassoziationen den Gedankengang geführt haben, diese Streitigkeiten in den ältesten messiasgläubigen Gemeinden zwischen denen, die aus jüdischem Geschlecht, und denen, die es nicht waren, sowie zahlreiche andere Tatsachen oder Fragen sind von untergeordneter Bedeutung im Vergleich mit der einen großen Wahrheit, die seit langer Zeit Forschern gedämmert hat, welche sich von den professoralen Vorurteilen der Fachtheologen

freigemacht hatten, also Männern wie Arthur Drews in Deutschland, J. M. Robertson in England, Alfred Loisy und Paul Louis Couchoud in Frankreich.

Das Christentum existierte in seinem Keim und seinem Wesen von dem Augenblick an, da der Messias der Propheten, der Diener des Herrn bei Jesaia, der verfolgte Gerechte der Psalmen und Weisheitsbücher zu einer einzigen Gestalt, zu Jahve selbst verschmolzen, in einen Gott verwandelt wurde, der starb, wieder auferstand und sich wiederum offenbaren wollte, um die Welt zu richten.

Von dieser Grundanschauung des Daseins, dieser Verdoppelung Jahves zu einem Jahve-Messias oder Jahve-Jesus nimmt das Christentum seinen Ausgang. "Dieser Jesus wird nicht von Joseph und Maria gezeugt, sondern von Glauben, Hoffnung und Liebe" (**Couchoud**).

Die sogenannte Offenbarung des Johannes, die aus einer jüdischen Apokalypse, einer Nachahmung des sogenannten Buches Daniel, zu einer christlichen Apokalypse gemacht wurde, etwa wie ein Operateur der Jetztzeit aus einem Hahn eine Henne macht, kennt nur einen solchen Jahve-Messias. Auch Paulus hat keinen ändern gekannt.

Später haben dann die Fragelust und Wißbegier des gemeinen Volkes, sein Mangel an Fähigkeit, sich in solche geistigen Höhen zu heben, verursacht, daß man überlieferte Anekdoten, eine mystische oder mythische Erzählung von der Entstehung Jesu, eine Nachstellung des Neugeborenen durch Herodes, nachgeahmt der des neugeborenen Moses durch Pharao (auch ihm ist nie nachgestellt worden, und er hat wohl nie gelebt), eine Mythe von seiner Versuchung durch den Teufel, eine Menge treffender Aussagen und Gleichnisse, die von damaligen Weisen stammten, die Erzählungen von einem hochsinnigen, überlegenen Manne aus dem Volke, eine Menge Heilungsmirakel, Wunder, Symbole, Visionen zusammengescharrt und daraus das aus zahlreichen Elementen bestehende Gebräu gekocht, das Markus zufolge das Evangelium genannt wird. Aus diesem entstandendann die anderen Evangelien.

11.

Die Messiashoffnung und der Messiasglaube sind nicht die einzige Quelle des ursprünglichen Christentums. Gleich daneben liegt eine andere, verschiedene, der für uns so sonderbare Glaube nicht an die von einem begeisterten Jüngling aus Galiläa verkündete Lehre, sondern an die Auferstehung dieses Jünglings aus dem Grabe.

Für einen heute Lebenden ist es äußerst schwer, sich in den paradoxalen Vorstellungskreis zu versetzen, in dem Menschen, die ohne Beziehung zu griechisch-römischer Bildung waren, vor 2000 Jahren in Anatolien, in Syrien und Ägypten, also in den östlichen Mittelmeerländern lebten. Wir stutzen, wenn wir im 1. Korintherbrief (15,4–15) finden, daß Paulus seine ganze Verkündigung auf der Überzeugung aufbaut, daß ein junger Mann, der nach der Voraussetzung Gottes Sohn, also selbst ein göttliches Wesen, unanfechtbar, unsterblich ist, sich – scheinbar eine Leiche – hat begraben lassen, und gleich darauf, am dritten Tage, aus dem Grabe auferstanden ist. Paulus sagt: Daß er auferstanden ist am dritten Tage, nach der Schrift, und daß er gesehen worden ist von Kephas, danach von den Zwölfen. Danach ist er gesehen worden von mehr denn fünfhundert Brüdern auf einmal. Dann von Jakobus, danach von allen Aposteln. Am letzten nach allen ist er auch von mir gesehen worden usw. – Es heißt weiter: "*So aber Christus gepredigt wird, daß er sei von den Toten auferstanden, wie sagen denn etliche unter euch, die Auferstehung der Toten sei nichts? Ist aber die Auferstehung der Toten nichts, so ist auch Christus nicht auferstanden. Ist aber Christus nicht auferstanden, so ist unsere Predigt vergeblich, so ist auch euer Glaube vergeblich.*"

Mit anderen Worten: Der Adonis-, Attis-, Osiriskult führt zu dem springenden Punkt im ursprünglichen Christentum: dem Glauben an die Auferstehung. Der Kern des Adonis- und Attis-glaubens in Syrien und Palästina und ähnlicher religiöser Vorstellungen in Anatolien und Ägypten war der, *daß ein junger Gott durch ein hartes Geschick in seiner blühenden Jugend sterben mußte, von Frauen beweint, in die Erde oder den Nil versenkt und wieder zum Leben erweckt wurde, so daß die Klage von Jubel abgelöst ward.*

12.

Nach der babylonischen Verbannung war das Judentum von babylonischen Vorstellungen durchdrungen. Zuweilen scheint man Nachwirkungen des großen babylonischen Gilgamesch-Epos zu spüren. Xisuthros treibt ruhig im Sturm auf den Wassern der Sintflut, Jesus schläft ruhig während des Sturms im Schiffe. Der Berg, auf dem Xisuthros vergöttlicht wurde, entspricht dem, auf welchem Jesus verklärt ward. Wer weiß, ob die zweitausend Schweine, in die Jesus durch eines seiner Wunder die bösen Geister fahren läßt und die ins Wasser springen und verschwinden, nicht eine Art Symbol für die sündige Menschheit gewesen sind, die durch die Sintflut ausgerottet wurden. Stammt doch die Sintflutsage aus Babylon. In Begleitung der babylonischen Mythen kamen die iranischen, die der Zarathustrareligion, die wie das keimende Christentum auf Reinigung, Erlösung, Wiedergeburt, Vereinigung mit Gott, als Vereinigung der Kinder mit dem Vater, ausging. Der heilige Geist, dem man im Avesta begegnet, findet sich hier wieder.

In Anatolien wurde der alte Attis-Kybele-Kult teils von Westen durch verwandte griechische Mysterien, teils von Osten durch den Mithrakult befruchtet. Der Grundgedanke, dem wir auch bei Paulus begegnen, ist die Klage über das Hinsterben des Lebens der Natur und die Freude über ihr Wiedererwachen. Attis stirbt jung. Aus seinem Blute sprießen Veilchen. Seine Wiedererweckung wird mit Gesang und Freudenfesten gefeiert.

Der traurige Zustand der Welt wird auch außerhalb des Judentums wie bei Paulus durch Vermessenheit (adikia) erklärt.

Die meisten, mit Vorliebe als christlich bezeichneten Gedanken entsprangen keineswegs dem Schoße des Christentums, sondern entstanden durch Völkermischung im Weltreich und wurden durch den starken Verkehr gefördert. Als irdischer, fleischlicher Mensch war der Jesus, von dem die Evangelien berichten, schon nach Verlauf ganz weniger Jahre vollkommen aus der Erinnerung der Zeitgenossen verschwunden.

Nicht einmal Markus, der für den ältesten der Evangelisten angesehen wird, hat eine Ahnung, wie er aussah. Markus ist außerstande,

eine Beschreibung von ihm zu geben. Schon bei ihm tritt er nicht als ein wahrer Mensch, sondern als Wundertäter, Mirakelmacher, Heiler durch Handauflegen auf. Die Heilungswunder sind bei allen Evangelisten zahlreich; da diese jedoch keinen Begriff von Wissenschaft haben, die in ihrem Wesen griechisch, nicht israelitisch ist, fällt es keinem von ihnen ein, Jesus wie einen Pasteur ein Mittel angeben zu lassen, durch das eine unbegrenzte Zahl von Fällen geheilt werden könnte. Ihre Vorstellung von ärztlicher Kunst ist nur Suggestion oder Quacksalberei.

Sie versuchen, durch volkstümliche Erzählung zu imponieren, wie etwa, daß der Zustrom, um Jesus einen Gichtbrüchigen heilen zu sehen, so groß war, daß der Kranke nicht hereinkommen konnte, sondern das Dach vom Hause gehoben und der Patient von oben heruntergelassen werden mußte (**Markus** 2,4).

Markus faßt sich kurz und ist mit Wundern verhältnismäßig sparsam. Er kennt weder Stammtafel noch jungfräuliche Geburt oder irgendwelche Erzählungen von der Kindheit Jesu.

Wenn Matthäus und Lukas unvergleichlich ausführlicher sind, so beruht das nicht darauf, daß sie Zugang zu Quellen hatten, die Markus nicht kannte, sondern, daß man desto mehr von Jesus weiß, je weiter man sich von der Zeit entfernt, in der er gelebt haben soll. Zuletzt, als die Gestalt ganz vergessen ist, wird die Kenntnis überströmend. Nur daß er jetzt der Sohn in seinem Verhältnis zu Gottvater ist, ein Verhältnis, das sein Vorbild in der babylonischen Mythologie besitzt. Die Mutter Gottes mit dem Kinde, die die katholische Kirche verehrt, entspricht Isis und Istar. Der Begriff ‘Fülle der Zeit’ stammt aus Babylon. Jesus gegen die Pharisäer stimmt mit Buddha gegen die Brahmanen überein. Manches im Buddhismus erinnert an die Versuchungsgeschichte und an die Naturphänomene bei Jesu Tod. Der Seeweg von Indien ging nach Ägypten. Alexandria war früh ein Mittelpunkt.

So kann man mit Wahrheit sagen, daß, wenn auch das Messiasideal die Hauptmacht bei der Gestaltung der neuen Religion war, sich doch Eindrücke davon mit Eindrücken von den verschiedenen umgebenden Religionen verschmolzen.

13.

Die jüdische Kolonie in Elephantine in Ägypten verehrte wie die eingeborenen Juden die Himmelskönigin (Anath), über die ausführlich gesprochen wird bei Jeremia (44). In den asiatischen und ägyptischen Religionen wird die Mutter Gottes so verwandelt, daß sie außer der Erzeugerin des Sohnes zugleich seine Geliebte wird. In den Evangelien ist, wie wir sahen, umgekehrt eine Verstimmung seitens des Sohnes gegen die Mutter festgehalten, eine Verstimmung, die ihn als von allen irdischen Verbindungen losgelöst bezeichnen und zum reinen Geist stempeln soll. Während der Entwicklung der römischen Kirche wurde im Laufe der Zeit dieses Mißverhältnis ganz verwischt. In der künstlerischen Darstellung hegt der Sohn Zärtlichkeit oder Andacht für die Mutter.

Auffallend ist, daß die Frauen, die Jesus durch Bewunderung oder Anbetung nahestehen, wie die Mutter Maria heißen, so die Schwester Marthas und Maria Magdalena. Die Mütter des Gottes in Asien haben, wie es scheint, stets Namen, die mit Ma beginnen. Man kennt (sagt der Orientalist P. Jensen) Maria, Mariamna, Maritala (die Mutter Krishnas), Mariana von Mariandynium in Bithynien, Mandane, die Mutter des Cyrus, der von den Juden als Messias des Herrn aufgefaßt wurde. Bei Jesaia steht (45,1): "*Also spricht der Ewige von seinem Gesalbten, von Cyrus.*" Vielleicht liegt sogar Mythologie in dem Namen Maria. Daß aber die Jesusgestalt als solche so völlig in Vergessenheit geriet, daß nicht ein einziger von den Evangelisten ihn gesehen hat, ja nicht einmal Paulus, außer in einer Vision, wird ja weniger auffällig, wenn die Gestalt selbst eine Sagenfigur ist.

Er hat nicht eine geschriebene Zeile hinterlassen. Vielleicht konnte er gar nicht schreiben. An der schönen Stelle im vierten Evangelium, die als spätere Hinzufügung anerkannt ist, schreibt er in den Sand. Aber irgendeiner von seinen Zuhörern oder Anhängern muß doch haben schreiben können. Waren ihnen seine Worte so teuer, weshalb schrieben sie denn nie auf, was er sagte? Warum begnügten sie sich damit, Bruchstücke aus dem Talmud und volkstümliche Redensarten oder Gleichnisse zusammenzuflicken und ihm in den Mund zu legen? Sie haben uns nicht einmal mitgeteilt, wo er zu wohnen pflegte.

Dagegen erzählen sie, daß er sich bald von einem Aussätzigen, bald von Martha und Maria, zwei Frauen, einladen ließ, die Allegorien teils des Judentums, das in Zeremoniell und äußerlicher Werkheiligkeit aufging, teils der heidnisch-christlichen Empfänglichkeit für eine neue Lehre, mit der der Evangelist übereinstimmt, zu sein scheinen. Selbst die schönsten uns von Jesus berichteten Erzählungen haben in der Phantasie der Evangelisten keine feste Form angenommen. So kommt die Legende von der Salbung Jesu durch das Weib in vielerlei Gestalt vor. Und nicht einmal das Weib ist immer dasselbe. Bei Markus (14,3) kommt ein ungenanntes Weib, als Jesus in Simon des Aussätzigen Hause bei Tische sitzt, und trägt in der Hand ein Alabastergefäß mit unverfälschtem köstlichen Nardenwasser, zerbricht das Gefäß, gießt den Inhalt auf sein Haupt und muß dafür die empörte Kritik der Anwesenden ertragen; bei Matthäus sind es die Jünger selbst, die hier kritisieren. Bei Lukas (7,36ff). ist Simon der Aussätzige zum Pharisäer geworden – was zeigt, daß man sich das Verhältnis Jesu zu den Pharisäern nicht immer gleich schlecht gedacht hat. Es ist ihm ja auch Matthäus (23,3) in den Mund gelegt: "*Alles nun, was sie (die Pharisäer) euch sagen, das ihr halten solltet, das haltet und tut's!*" Das Weib ist zu einer stadtbekannten "*Sünderin*" geworden. Sie netzt seine Füße mit ihren Tränen, trocknet sie mit ihrem Haar, küßt sie ihm dann und salbt sie mit ihrer Salbe.

Bei Johannes (12,3) ist die Szenerie verändert. Jesus ißt bei Lazarus, den er von denvToten erweckt hat, und hier ist es Martha, die seine Füße mit der kostbaren Salbe salbt und mit ihrem Haar trocknet. Hier sind es wieder die Jünger, die im Namen der Armen knurren.

Es sollte an dieser Stelle vielleicht darauf aufmerksam gemacht werden, eine wie starke soziale Bewegung hinter dem ursprünglichen Christentum stand, und wie ein frühes kommunistisches Element offenbar allmählich zurückgedrängt wurde, als die christlichen Gemeinden mit der Zeit viele Wohlhabende umfaßten und zumal, als das Christentum Staatsreligion wurde.

Daß man anfangs jeden Luxus gehaßt hat, davon zeugt der Zorn der Jünger darüber, daß das Weib die kostbare Salbe an Jesus verschwendet. Wie groß der Unwille gegen die Reichen gewesen ist, verrät sich in den Worten, die Jesus (**Markus** 10,25) in den Mund gelegt

werden: "*Es ist leichter, daß ein Kamel durch ein Nadelöhr gehe, denn daß ein Reicher ins Reich Gottes komme*," und in der Forderung Jesu an den Jüngling: Er soll all sein Hab und Gut für die Armen verkaufen (**Markus** 10,21). Sehr bezeichnend in dieser Beziehung ist auch die Parabel (**Lukas** 16,19) von dem reichen Mann, der in die Hölle kommt, während der arme Lazarus nach seinem Tode von Engeln in Abrahams Schoß getragen wird. Es dürfte kaum ein Zweifel herrschen, daß, wenn es in der Bergpredigt heißt: "*Selig sind die Armen im Geiste, denn ihrer ist das Himmelreich*," die Wörter im Geiste eine spätere Hinzufügung aus der Zeit ist, als der Kommunismus nicht mehr beliebt war, sondern eine Gefahr zu werden begann.

Wie vieles, was von dem nicht denkenden Leser als Geschichte aufgefaßt wird, Allegorie ist, so muß in dem scheinbar Historischen auch viel Astrologie stecken.

Es ist ja schon bezeichnend, daß der längste Tag das Jahres dem Johannes geweiht, der kürzeste, an dem das Licht über das Dunkel zu siegen beginnt, zum Tage Jesu, zu Weihnachten, dem Tage seiner Geburt geworden ist. Bezeichnend für die astrologische Bedeutung dieser alten Sagen ist auch die beständige Verschiebung von Ostern. Man muß sich darüber wundern, daß Paulus den bekehrten Griechen und Römern nicht einen bestimmten Tag zur Heilighaltung gab. Während die katholische Kirche genau zu wissen behauptet, an welchem Tage Petrus und Paulus in Rom hingerichtet wurden, kennt die Kirche nicht den Tag, an dem Jesus gekreuzigt wurde – was doch von größerem Gewicht war.

14.

Ein naheliegendes Verfahren, um das Historische herauszufinden, wäre, daß man nacheinander alles, was unmöglich historisch sein kann, abzieht, und dann sieht, was übrig bleibt. Es dürfte einem dann gehen wie Peer Gynt, wenn er die Zwiebel schält und Lage auf Lage abwickelt. Er findet eine „unbändige Menge Lagen", hofft, daß der

Kern doch schließlich zutage kommen soll und entdeckt dann zu seinem Unbehagen, daß bis ins Innerste nichts als Lagen sind.

In seiner berühmten Novelle Der Prokurator von Judäa meinte Anatole France sich seinerzeit als weitestgehender Zweifler zu erweisen, wenn er (in den neunziger Jahren) Pontius Pilatus den Tod Jesu vollständig vergessen ließ. France war der Gedanke noch fremd, der später von seinem jungen Arzte und Freunde Paul Louis Couchoud aufgegriffen warden sollte, daß nämlich die Geschichte von Jesus selbst eine Sage, und kein einziger Zug zu finden sei, der die Gestalt als historisch bezeichne.

Das Matthäusevangelium, das das Neue Testament eröffnet, wird mit einem völligmunmöglichen Stammbaum Josephs, des Verlobten Marias, eingeleitet. Es ist darauf abgesehen, seine Herkunft von König David herzuleiten. Die Sage ist an sich sinnlos, da gleich darauf – von anderer Hand natürlich – behauptet wird, daß Joseph nicht der Vater Jesu war, wodurch seine Abstammung ganz gleichgültig wird. Aber der Stammbaum selbst ist barock. An einer Stelle liegt, soweit man sehen kann, ein Zeitraum von ungefähr 300 Jahren zwischen Vater und Sohn. Hier umfaßt das Geschlechtsregister 26, bei Lukas 41 Glieder. Der 16. Vers lautet verschieden in den ältesten Handschriften und in dem gedruckten Neuen Testament, wo zu dem Worte Jesus hinzugefügt ist "*der Christus genannt wird*."

Da es Jesus und nicht Joseph war, der von David abstammen sollte, und da Jesus garnicht von Joseph abstammt, ist die ganze Stammtafel gleichgültig. Im nächsten Kapitel folgt dann das schöne Märchen von den weisen Magikern, die später in die heiligen drei Könige verwandelt werden. Diese Magiker kamen "*zur Zeit des Königs Herodes*" als Jesus in Bethlehem in Judäa geboren war (obwohl Herodes vier Jahre vor unserer Zeitrechnung gestorben war), von Anatolien, das mit Morgenland übersetzt ist, nach Jerusalem und sagten: "*Wo ist der neugeborene König der Juden? Wir haben seinen Stern gesehen im Morgenland und sind gekommen, ihn anzubeten*." Dann folgt, wie bekannt, das Ausforschen der Magiker durch Herodes, seine lügnerische Behauptung, daß er selbst das Kind anbeten wolle, die Erzählung von dem Stern, der über Josephs Haus stehen bleibt, undwie die Weisen dem Kinde Gold, Räucherwerk und Myrrhen opfern.

Das Märchen ist sehr schön, aber eine Widerlegung seiner historischen Zuverlässigkeit dürfte sich wohl erübrigen.

15.

Das nächste Glied der Erzählung ist die durch einen Engel verursachte Flucht nach Ägypten, die stattfindet, als (der längst verstorbene) Herodes alle kleinen Kinder in Bethlehem im Alter von zehn Jahren und darunter durch seine Henker ermorden läßt – ein Kindermord, von dem die Geschichte aus guten Gründen nichts meldet.

Es liegt hierin eine doppelte Nachahmung einer Sage des Alten Testaments. Erstens von Pharaos Versuch, die Juden in Ägypten auszurotten (2. **Buch Moses** 15), indem er von den hebräischen Hebammen verlangt, daß sie bei der Geburt wohl auf das Geschlecht achten, jeden Knaben töten, aber die Mädchen leben lassen sollen. Die Hebammen antworten schlau: Die hebräischen Frauen sind nicht wie die ägyptischen, sie sind stark. Ehe die Hebamme kommt, haben sie schon geboren. Da gebietet Pharao all seinem Volke, daß jeder neugeborene hebräische Knabe in den Fluß geworfen und nur die Mädchen am Leben bleiben sollen, worauf die Sage bekanntlich Pharaos Tochter den kleinen Moses finden läßt, der in einem Korb auf dem Flusse ausgesetzt ist. Die ägyptische Geschichtschreibung weiß nichts hiervon. Die Sage ist, wie eine Inschrift zeigt, babylonischen Ursprungs. König Sargon soll in einem Korb auf dem Euphrat gefunden worden sein.

Die zweite Parallelstelle im Alten Testament, die für die Dichtung vom Kindermord in Bethlehem benutzt wurde, ist die im 1. Buch der Könige erzählte Sage, wie Hadad aus dem Königsgeschlecht Davids dem Blutbad entrann, das stattfand, als Joab in einem halben Jahre alle Einwohner männlichen Geschlechtes in Edom ausrottete. Hadad floh nach Ägypten, wo er große Gnade vor Pharaos Augen fand. Er blieb dort, bis er hörte, daß David gestorben war, gerade wie Joseph und Maria in Ägypten bleiben, bis sie erfahren, daß Herodes tot ist. Die Nachahmung ist handgreiflich.

16.

Am Ende des zweiten Kapitels heißt es von Joseph, daß er kam und in einer Nazareth genannten Stadt wohnte, damit in Erfüllung ginge, was bei den Propheten gesagt wird: Er wird Nazaräer genannt werden.

Der Forschung ist aufgefallen, daß weder das Alte Testament, noch Josephus oder der Talmud je eine Stadt erwähnt, die so heißt. Abgesehen von den Evangelien, ist der Name bis ins vierte Jahrhundert unbekannt. Wohl haben neuere Theologen einen festen Glauben bei den Christen des ersten Jahrhunderts behaupten wollen, daß Jesus in Nazareth zu Hause war, aber das ist eine ganz lose Behauptung, die davon ausgeht, daß die Evangelien schon im ersten Jahrhundert in derselben Form vorlagen wie jetzt. Wahrscheinlich hat kein Dorf des Namens Nazareth existiert. Schon Ende der dreißiger Jahre des vorigen Jahrhunderts behauptete Owen Meredith, nichts deute darauf hin, daß es vor der christlichen Zeit irgendein Dorf dieses Namens gegeben habe. In unsern Tagen hat Dr. Cheyne, wie in Robertsons Christianity and Mythology angeführt, in Übereinstimmung mit Wellhausen selbst den Namen aus der Gegend Genezareth hergeleitet, so daß Nazareth dasselbe wie Galiläa wird. William B. Smith hat durch das Studium des Epiphanius bewiesen, daß es vor unserer Zeitrechnung eine jüdische Sekte der Nazaräer gab. In ihrer Rechtgläubigkeit anerkannten sie keine spätere Persönlichkeit als Josua, dessen Name ja dasselbe wie Jesus ist, und sie scheinen sich auf irgendeine Weise mit den Christen verschmolzen zu haben, die nur ihren Namen Nazoräer statt Nazaräer ausgesprochen haben. Auf jeden Fall ist es ganz undenkbar, daß die Nazaräer, wie die Anhänger Jesu in der Apostelgeschichte (24,3) genannt werden, ihren Namen nach der vermuteten Geburtsstadt des Erlösers erhielten. Allerdings wird der Name bei Matthäus daraus hergeleitet, und er beruft sich auf einen Passus bei den Propheten. Aber einen solchen Passus gibt es nicht, und war Jesus aus Nazareth, so mußte er Nazarethener oder ähnlich genannt werden, aber nie Nazoraios oder Nazaraios. Der Name kommt nur in den allerletzten Partien der Evangelien vor, wie dort, wo Matthäus Nazareth die Geburtsstadt Jesu nennt. Der Name Nazaraios scheint Beschützer zu

bedeuten und zeigt, daß der Nazaräer als schützend in der Art des Engels Michael oder Jahves selbst aufgefaßt wurde.

> (siehe William B. Smith, Dr. P. Carus, Schmiedel, Smiths *The Pre-Christian Jesus*, Smiths Aufsatz *The real ancestry of Jesus* und Carus' *The Nazarene in The Open Court,* Januar 1910)

Vielleicht war die Sekte der Nazaräer ursprünglich dieselbe wie die der Nasiräer, also in der Bedeutung der Eingeweihten, Heiligen, weil sie sich eines ehrbaren Lebens befleißigten, sich des Weines enthielten, Haar und Bart wachsen ließen. Vielleicht beruht die Bezeichnung nur auf der bekannten Stelle bei Jesaia über das Reis aus Davids Stamm (53,2), da das zarte Pflänzchen nazar heißt. Alles deutet darauf hin, daß das Dorf Nazareth seine Existenz einer späten Sage verdankt.

17.

In alttestamentarischem Stil beginnt das dritte Kapitel: "*Zu der Zeit* (d. h. wohl dreißig Jahre später) *kam Johannes der Täufer*." Dann heißt es: Er ist der, von dem der Prophet Jesaia gesagt hat und gesprochen: "*Es ist eine Stimme eines Predigers in der Wüste: Bereitet dem Herrn den Weg!*" Hier, wie gewöhnlich im Neuen Testament, ist der alte Text unrichtig übersetzt. Bei Jesaia wird nicht von einem gesprochen, der in der Wüste ruft, sondern die Stelle (40,3) lautet: "*Eine Stimme ruft: In der Wüste bahnet des Ewigen Weg!*"

Der Fall steht, wie gesagt, nicht vereinzelt da. In ihrem Eifer, im Alten Testament Voraussagungen zu finden, auf die sie sich berufen können, greifen die Evangelisten häufig fehl. Ihr ganzes Gedankenleben ist der heutigen Menschheit überaus fremd, aber man stutzt, wenn man sieht, wie wenig gründlich ihre Kenntnis von den Schriften war, deren Inhalt ihnen lauter prophetische Weisheit bedeutet. Bei Matthäus wird die Joseph durch den Engel zuteil gewordene Verkündigung der Geburt Jesu (die Gottes Verkündigung der Geburt Isaaks vor Abraham und der Engel Verkündigung der Geburt Simsons vor seiner Mutter nachgeahmt ist) als Erfüllung einer Weissagung bei

Jesaia erklärt: "*Siehe, eine Jungfrau wird schwanger sein und einen Sohn gebären*." Aber die Stelle ist in der griechischen Übersetzung, die der Evangelist vor Augen gehabt hat, falsch wiedergegeben gewesen. Bei Jesaia (7,14) steht nicht Jungfrau, sondern Weib. Was hier gemeint ist, ist das Versprechen an Ahas: "*Siehe, das junge Weib wird schwanger und gebiert einen Sohn ... Bevor der Knabe weiß, das Böse zu verschmähen und das Gute zu wählen, wird verödet sein das Land, vor dessen zwei Königen dir grauet*." – Es ist hier weder von einer Weissagung bezüglich jenes Kindes, noch von einer jungfräulichen Geburt die Rede.

Auf dieselbe Weise läßt der Evangelist Jesus in Bethlehem geboren werden, wie ausdrücklich gesagt wird, daß die Worte bei Micha (5,1) in Erfüllung gehen können. Aber auch diese Worte sind ganz unrichtig übersetzt: "*Und du Bethlehem im jüdischen Lande bist mitnichten der kleinste unter den Fürsten Judas, denn aus dir soll mir kommen der Herzog, der über mein Volk Israel ein Herr sei*." In Wirklichkeit heißt es: "*Du aber, Bethlehem Ephrata, das Geringste seined unter Judas Geschlechtern, aus dir usw*.," ein Wort, das seine Erklärung darin findet, daß Bethlehem als die Wiege Davids und seines Geschlechtes angesehen wurde.

Es ist überhaupt überraschend, wie viele Irrtümer durch Unwissenheit und Verwechselungen der Evangelisten in das Neue Testament gekommen sind.

Bei Matthäus (23) läßt der Evangelist die Pharisäer Heuchler und Verblendete nennen, weil sie den Zehnten von Minze, Dill und Kümmel bezahlen, aber versäumen, Barmherzigkeit zu üben. Es wurde aber nie der Zehnte von Vegetabilien bezahlt, am allerwenigsten von wildwachsenden Pflanzen.

Wenn dann weiter im selben Kapitel Jesus die Anklage gegen die Pharisäer zugeschrieben wird, daß alles auf Erden vergossene Blut von Gerechten über ihr Haupt kommen soll, von dem des gerechten Abels – das doch nicht von den Pharisäern vergossen ist – bis auf das des Zacharias, des Sohnes Berechjas, "*welchen ihr getötet habt zwischen dem Tempel und Altar*," so ist hier Zacharias, der Sohn des Priesters Jojada, der dem zweiten Buch der Chronik (24,21) zufolge auf Befehl des Königs Joas gesteinigt wurde, verwechselt mit Zacharias, dem Sohne Baruchs, der von jüdischen Fanatikern im Tempel selbst erschlagen wurde wegen vermuteten Verrates während der Belagerung Jeru-

salems durch die Römer. Dies geschah im Jahre 68, so daß die Stelle eine späte Einschaltung zu sein scheint.

18.

Mit der Taufe Jesu durch Johannes bewegt sich die Erzählung wiederum auf dem schwankenden Boden der Sage oder Mythe. Der Geist Gottes fährt als Taube hernieder, dieser Geist Gottes, der ursprünglich weiblich, eine Art Muttergottes war, wie Kybele die Mutter des Attis, und die Stimme vom Himmel spricht: "*Dies ist mein lieber Sohn, an welchem ich Wohlgefallen habe.*" Man kann die Sage mehr oder weniger ergreifend finden. Als geschichtliche Tatsache kann sie aber doch unmöglich aufgefaßt werden.

Und jetzt wird Jesus von dem Geist in die Wüste geführt, um vom Teufel versucht zu werden, einem Wesen, das eingeführt wird, ohne dem Leser vor gestellt worden zu sein. Es scheint aus Indien zu stammen, wo er Buddha versucht hat, tritt aber in der Erzählung unter der Voraussetzung auf, daß der Leser weiß, wer er ist, worin der Evangelist sich irrt. Alles, was ein Leser des Lukas von ihm weiß, ist, was Jesus sagt (10,18): "*Ich sah wohl den Satanas vom Himmel fallen als einen Blitz.*" Das schafft aber keine Aufklärung.

Daß es ein außerordentlich dummer Teufel gewesen, ist über jeden Zweifel erhaben. Der ihm gegenüber steht, ist der Voraussetzung nach der geliebte Sohn des Allmächtigen, und den will er mit Märchenverlockungen der kindischsten Art versuchen. Er ist so dumm, daß er nicht einmal seine Abweisung voraussieht.

Bezeichnend ist, daß der Teufel sich erst einstellt, als Jesus vierzig Tage und Nächte gefastet hat, so daß er mächtig hungrig ist. Die Zahl vierzig und die Wörter Wüste und Fasten gehören im israelitischen Altertum unverbrüchlich zusammen. Auf dem Sinai bleibt Moses 40 Tage und Nächte, ißt solange kein Brot und trinkt kein Wasser (2. **Buch Moses** 24,18 und 34,28). Elias geht 40 Tage und Nächte bis zum Berge Gottes, dem Horeb (1. **Könige** 19,8), und fastet die ganze Zeit. Als Jesus seine 40 Tage und Nächte gefastet hatte, verließ ihn der Teufel, und

als der gegangen war, kamen die Engel und dienten Jesus. Das hatte er wohl nach einer so schweren Prüfung verdient. Daß aber in diesen Vorfällen etwas Historisches stecken sollte, erscheint nur wenig glaubhaft.

Man wird überhaupt beachtet haben, daß das Geschichtliche die Evangelisten durchaus nicht interessiert. Die chronologische Reihenfolge ist ihnen gleichgültig, und das wenige Geschichtliche, das angeführt wird, ist in der Regel falsch. So wird erzählt (**Lukas** 2,2), daß bei Jesu Geburt, als Kyrenios (Publius Sulpicius Quirinius) Landpfleger von Syrien war, im Römischen Reich eine Volkszählung abgehalten wurde, aber dann müßte Jesus sieben Jahre nach Christi Geburt zur Welt gekommen sein, was nicht gerade wahrscheinlich klingt. Bei Lukas steht ferner (3,2), daß der Befehl Gottes, als Verkünder aufzutreten, Johannes erreichte, als Lysanias Vierfürst zu Abilene war; aber Lysanias war zu dem Zeitpunkt, da Jesus geboren sein soll, schon 34 Jahre tot. Der Umstand, daß die Topographie ebenso unbestimmt wie die Chronologie ist, verrät, wie gering die wirkliche Kenntnis der Evangelisten von den Ortsverhältnissen war. Ihre geographischen Vorstellungen beschränken sich auf einige wenige Namen: Galiläa, Peräa, Judäa, "*das Meer*" in Galiläa. Nachdem der Teufel Jesus verlassen hat, sucht dieser Zuflucht in Galiläa, und als er am "*Galiläischen Meere*" wandert, erfolgt die Berufung der Jünger, zweier Brüderpaare, die Fischer sind, aber sofort ihre Beschäftigung verlassen und ihm folgen. Die Stelle scheint der nachgeahmt, wo Elias (1. **Könige** 19,19) Elisa ruft. Nur daß dieser mit Ochsen pflügt, während jene Fische fangen. Elisa verläßt sofort die Ochsen, läuft Elias nach, opfert von seinen Ochsen, folgt Elias und dient ihm.

19.

Die beiden Brüderpaare sind bei Matthäus wie bei Markus offenbar die einzigen Jünger. Sie machen vier aus, zu denen dann ein fünfter hinzukommt. Bei Johannes (1,35–49) folgt auf die vom Täufer vollzogene Taufe die Werbung einer Gruppe von Jüngern unter übernatürlichen

Umständen. Zwei sehen ihn. Er fragt sie: "*Was sucht ihr?*" Sie antworten mit der Frage: "*Rabbi, wo bist du zur Herberge?*" Sie sehen es und sagen: "*Wir haben den Messias gefunden.*" Jesus gibt darauf Simon den Namen "*Kephas*," der als Petrus ausgelegt ist, usw. Bei Johannes (6,68) erklärt Petrus ihm, Jesus besitze die "*Worte des ewigen Lebens*" und er, Petrus, habe erkannt, daß Jesus Christus der Sohn des lebendigen Gottes sei. Jesus antwortet in diesem ganz frei erdichteten Evangelium: "*Habe ich nicht euch zwölf erwählt? Und euer einer ist ein Teufel*," was auf Judas als künftigen Verräter gemünzt ist.

Die ursprünglichen vier Jünger sind allmählich zu zwölf Aposteln geworden – eine handgreifliche Mythe. Bei Markus (1,16.17) sind nur die zwei, Simon und Andreas, verzeichnet, die als Fischer das Netz auswerfen, und das Wortspiel: "*Ich will euch zu Menschenfischern machen.*" Der Symmetrie wegen kommt hierzu (1,19) noch das fischende Brüderpaar Jakob und Johannes. Im selben Evangelium (2,14) kommt ferner der Zöllner Levi, der Sohn des Alphäus, hinzu, der bei Matthäus (9,9) den Namen gewechselt hat und wie der Evangelist Matthäus heißt.

Bei Matthäus werden dann wie mit einem Zauberschlage die vier Fischer und der eine Zöllner zu zwölf Aposteln (10,2). Bei Markus (3,13) sehen wir deutlich, wie die Mythe sich formt: Jesus geht auf einen Berg und setzt die Zwölfe ein, die die Macht haben sollen, Krankheiten zu heilen und Teufel auszutreiben.

Man hat die Notwendigkeit gefühlt, den Gottessohn mit einem ansehnlichen Hofstaat zu umgeben: 12 Apostel, 70 Jünger. Ganz sicher bezüglich der Namen wurde man nie. Bei Markus (3,18) ist nicht mehr Levi, sondern Jakob der Sohn des Alphäus. Bei Lukas (5,27) erscheint der Zöllner Levi wieder. Im 6. Kapitel ist er als Sohn des Alphäus wieder durch Jakob ersetzt, und in der Schar der Apostel befinden sich hier zwei des Namens Judas, Jakobs Bruder, und der Judas, der zum Verräter wurde. Thaddäus ist dagegen verschwunden. Die Verwirrung ist so groß, daß man unmöglich in dem Erzählten ein geschichtliches Dokument sehen kann. Woher die Zahl zwölf gekommen ist, bleibt dunkel. Möglicherweise hat Robertson recht, der in dem vorchristlichen Jesuskult eine Art kirchlichen Brauchs mit zwölf Teilnehmern gefunden zu haben meint, die sich um einen, der der Gesalbte

(Christus) genannt wurde, als Mittelpunkt scharten. Die Zwölf haben sich als „Brüder des Herrn“ gefühlt. Spuren dieser vorchristlichen Jesusverehrung finden sich in der Apostelgeschichte (19,3), wo die Epheser sagen, daß sie auf die Taufe des Johannes getauft sind. Diese Lehre war ihnen mitgeteilt worden von einem zugereisten Juden, Apollos aus Alexandria, einem beredten Manne, brennend im Geiste, “*wußte aber allein von der Taufe des Johannes*” (**Apostelgeschichte** 18,24).

Auf alle Fälle ist es dem denkenden Menschen klar, daß die Erzählung von den zwölf Aposteln, wie wir sie in den Evangelien haben, eine Mythe ist.

Die Mythe von einem dieser Apostel hat schweres Unheil verursacht. Daß man sie geglaubt hat, macht dem Scharfsinn der Menschheit keine Ehre. Die Judaslegende hat seit bald zwei Jahrtausenden als Ausdruck des Hasses einer Menschengruppe gegen eine andere eine Unzahl von Schrecken veranlaßt. Es ist keine Übertreibung, wenn man sagt, daß diese Legende, die der Lichtgestalt einen Teufel gegenüberstellt, um ihr den rechten Hintergrund zu geben, Hunderttausende von Menschen gemartert und ermordet hat.

Nach der Voraussetzung selbst ist die Geschichte unmöglich. Die Voraussetzung ist ja, daß ein Mensch mit überirdischen Eigenschaften, ein Gott oder Halbgott, sich tagein, tagaus unter freiem Himmel in einer Stadt oder deren Umgegend bewegte. Er verbarg sich so wenig, daß er seinen Einzug kurz zuvor bei hellichtem Tage hielt. Es wird sogar behauptet, daß er mit Jubel von der Bevölkerung begrüßt wurde, daß also all und jeder ihn kannte, jedes Weib und jedes Kind. Er wandert, von Jüngern begleitet, umher, predigt bei Tage, schläft bei Nacht unter freiem Himmel inmitten der Jünger. Und da sollte es notwendig gewesen sein, einen dieser Jünger zu bestechen, daß er ihn verriete, und noch dazu – um des Effektes willen – mit einem Kuß! Man denke sich, daß die Berliner Polizei im Jahre 1880 einen Sozialisten hätte bestechen wollen, daß er ihr verriete, wo Bebel wohnte. Die Polizei hätte im Adreßbuch nachschlagen und das Geld sparen können. Ja, wenn erzählt worden wäre, daß Jesus sich irgendwo in einem Keller verkroch, so hätte die Geschichte doch noch einen schwachen Sinn. Wie aber die Verhältnisse geschildert werden, brauchen die, die

ihn suchen, nur zu fragen: Wer von euch ist Jesus. Und er hätte nicht versucht, seinen Namen zu verleugnen.

So ist Judas denn nicht nur überflüssiger als das fünfte Rad am Wagen, sondern direct eine Absurdität, nur erklärlich als Äußerung des Hasses gegen die Judenchristen im zweiten Jahrhundert, als man vergessen machen oder weglügen wollte, daß der Jesus der Evangelien, daß Maria, Joseph, alle Apostel, alle Jünger, alle Evangelisten Juden gewesen waren.

20.

Jesus stillt den Sturm, er geht auf dem Wasser. Schon Moses beherrscht und teilt das Meer (2. **Buch Moses** 14,21). Schon Josua beherrscht den Jordan, und die Träger der Lade gehen trocken hinüber (**Josua** 3,13). Schon Elias schlägt nur mit seinem Mantel aufs Wasser, und es teilt sich (2. **Könige** 2,8). Jesus fährt in den Himmel, aber schon Elias (der Sonnengott Helios) wird in einem feurigen Wagen mit glühenden Pferden geholt und fährt gen Himmel (2. **Könige** 2,11).

Es ist überhaupt auffallend, in wie hohem Maße die von Elias und seinem Lehrling Elisa im Alten Testament erzählten Wundertaten vorbildlich für die gewesen sind, die man Jesus zuschreibt. Jesus erweckt in Nain den einzigen Sohn einer Witwe vom Tode (**Lukas** 7,12). Aber schon Elias hat das Wunder Jesu getan (1. **Könige** 17,17ff.). Eine Witwe in Sarepta hat ihren Sohn verloren. Als er tot ist, legt Elias ihn auf sein Bett, ruft den Herrn an, und das Kind wird wieder zum Leben erweckt. Und Elisa hat den Speisungswundern vorgegriffen.

Er bespeist mit nur zwanzig Gerstenbroten hundert Mann, und es bleibt noch etwas übrig. Im Evangelium wird er überboten.bJesus bespeist 4000 Mann mit wenigen kleinen Fischen und sieben Broten, es bleiben noch sieben Körbe voll übrig (**Matthäus** 15,34–37, **Markus** 8,1–6). Bei Johannes wird auch dies überboten (6,9). Es sind 5000 Mann und der Fische nur zwei.

Elias ist überhaupt das Vorbild, der religiöse Nationalheld. Bei Maleachi steht (4,5): "*Siehe, ich sende euch Elias, den Propheten, ehe der*

Tag des Herrn kommt, der große entsetzliche." Darum läßt der Evangelist (**Markus** 9,11) die Schriftgelehrten fragen, ob Elias nicht zuvor kommen müsse, und Jesus antwortet: "*Elias soll ja zuvor kommen und alles wieder zurechtbringen, dazu soll des Menschen Sohn viel leiden und verachtet werden, wie denn geschrieben steht. Aber ich sage euch: Elias ist gekommen, und sie haben an ihm getan, was sie wollten, nach dem von ihm geschrieben steht.*"

Noch zu Beginn unserer Zeitrechnung ist Elias in der allgemeinen Vorstellung Moses gleichgestellt, Jesus kaum untergeordnet worden. Das sieht man aus Matthäus (17) und Markus (9,2). Jesus wird auf dem Berge verklärt, sein Antlitz strahlt wie die Sonne, seine Kleider werden weiß wie das Licht. Und siehe, Moses und Elias zeigten sich vor ihnen, wie sie mit ihm sprachen. Petrus schlägt Jesus nun vor, drei Wohnungen, eine für jeden von ihnen, zu bauen. Aber da ertönt die Stimme aus der Wolke, die beiden anderen Erscheinungen verschwinden, und Jesus bleibt allein zurück.

Die Evangelisten sind so besessen von der Vorstellung von Elias, daß sie die römischen Soldaten auf Golgatha den Jesus zugeschriebenen Ruf "*Eli, Eli*" als eine Anrufung des Elias auffassen lassen, ein völlig unmögliches Mißverständnis, da Elias ihnen selbstverständlich ganz unbekannt war (**Matthäus** 27,49).

21.

Die ganze Leidensgeschichte ist so von Mythologie durchsetzt, daß es als unmöglich betrachtet werden kann, irgendeinen historischen Kern auszuscheiden. Es verbirgt sich ganz deutlich ein Mysterium in der Matthäus (27,15ff.) erzählten Geschichte von Barabbas. Barabbas bedeutet ja nichts anderes als der Sohn des Vaters. Die ursprüngliche Lesart in der ältesten christlichen Kirche war zudem Jesus Barabbas. Vermutlich sind Barabbas und Jesus identisch. Man hat das Wort Jesus aus dem Text gestrichen, weil es die ältesten Leser kränkte, den Namen Jesus mit einem Gefangenen verknüpft zu sehen, der vielleicht ein Mörder war. Die Wahrscheinlichkeit spricht dafür, daß die jährli-

che Opferung des Sohnes eines Vaters, eines Barabbas, ein feststehender Zug in der semitischen Welt war, wie denn auch die Szene, die von der Verhöhnung des gefangenen Jesus durch die Soldaten erzählt wird, auf irgendeinen heidnischen Festbrauch zu deuten scheint. Dies meint Loisy, der große französische Bibelforscher, der skeptisch, aber längst nicht skeptisch genug ist und zum Glauben an den feierlichen Einzug Jesu in Jerusalem neigt, für den doch nichts spricht, sich aber weigert zu glauben, daß sich die huldigende Menge eine Woche später dazu hergegeben haben soll, "*kreuziget ihn!*" zu rufen. Bei Philo wird von einem Mummenspiel in Alexandria erzählt, das abgehalten wurde, um Possen mit dem jüdischen König Agrippa, dem Enkel des Herodes, zu treiben, und diese Mummerei scheint ein Überbleibsel eines lokalen jüdischen Brauches gewesen zu sein. Ein Verrückter namens Karabas soll als verstellter König mit falscher Krone, Zepter und Purpur paradiert haben. Es ist deutlich, daß Karabas ein Schreibfehler statt Barabbas war (**Frazers** *The Golden Bough* IX, 418). So würde sich die Geschichte von der Verhöhnung eines Gefangenen, der sich gegen die römische Disziplin vergangen hat, durch römische Soldaten und die phantastische Geschichte von der Beliebtheit des Barabbas beim jüdischen Pöbel zu einer Einheit, zur Erinnerung an eine Art semitischen Karnevals auflösen, der seinerseits wieder eine Erinnerung an die ältesten Menschenopfer des Erstgeborenen enthielt, welcher durch das Opferlamm ersetzt wurde (2. **Mos.** 22,29).

22.

Es ist den anonymen Autoren, die man heute die Evangelisten nennt, nicht geglückt, eine deutliche und gleichartige Jesusgestalt aus einem Gusse hervorzubringen. Allzu viele Hände sind zu verschiedenen Zeiten mit im Spiel gewesen. Es ist nicht einmal der Versuch gemacht worden, eine Übereinstimmung zuwege zu bringen. Man unterscheidet in der Darstellung höchst verschiedenartige, sich kreuzende Tendenzen. Einem der Schreibenden hat es am Herzen gelegen, einen Jesus darzustellen, der im Gegensatz zu dem Bilde, das vom Täufer

skizziert ist, kein Asket war. Er nimmt sorglos an Gastmählern teil. Er sitzt am liebsten mit Zöllnern und Sündern bei Tische. Er scheut nicht Sünderinnen, spricht schonend mit ihnen, erweist ihnen große Nachsicht. Er scheint ein Freund derLebensfreude zu sein. Bei der Hochzeit zu Kana (**Johannes** 2,1–10) verwandelt er, als der Wein auf die Neige gegangen, Wasser in Wein, und zwar in besseren Wein, als man zuvor gehabt hat.

Einem andern der Schreibenden ist Jesus als düsterer Puritaner erschienen. Während er sich im großen ganzen an das Gesetz Mose hält und ausdrücklich betont, daß er es keineswegs niederreißen, sondern nur vollstrecken will, wird er geschildert als einer, der vollkommen Abstand nimmt von den humanen Bestimmungen über die im 5. Buch Moses (24. Kapitel) ausgesprochene Zulässigkeit von Scheidung und neuer Ehe.

Bei Markus (10,9) spricht er sich mit großer Bestimmtheit gegen die Scheidung aus: "*Was Gott zusammengefügt hat, soll der Mensch nicht scheiden*," und im selben Kapitel, Vers 11–12, behauptet er, daß eine neue Ehe sowohl für den geschiedenen Mann wie für die geschiedene Frau gleichbedeutend mit Moichaia sei, ein Wort, von dem Ehebruch als eine elegante Übersetzung betrachtet werden muß.

Während Jesus bei gewissen Evangelisten nicht selten durch die Milde überrascht, mit der er geschlechtliche Vergehen beurteilt, wie gegenüber dem samaritanischen Weibe (**Johannes** 4), gegenüber der Sünderin, die die Salbe brachte (**Lukas** 7,36), gegenüber Maria Magdalena und gegenüber dem Weibe, das gesteinigt werden sollte (Johannes 8), finden sich doch gleichzeitig Äußerungen der größten Strenge, wo mit den Augen eines fanatisierten Mönches das Weib als eine Gefahr angesehen wird. Der Evangelist hat nur aus Vorsicht seineWorte ein wenig geschraubt, wenn er (**Matthäus** 19,12) Jesus die Äußerung in den Mund legt: "*Denn es sind etliche verschnitten, die sind aus Mutterleibe also geboren, und sind etliche verschnitten, die von Menschen verschnitten sind, und sind etliche verschnitten, die sich selbst verschnitten haben um des Himmelreiches willen*."

Auffallend ist auch, daß es gewichtige Stellen bei den Evangelisten gibt, an denen Jesus nichts anderes als das strengste Judentum verkündet. So Markus (12,28–31), wo er auf die Frage "*welches ist das*

vornehmste Gebot vor allen?" antwortet: "*Höre, Israel, der Herr, unser Gott, ist ein einziger Gott, und du sollst Gott, deinen Herrn, lieben von ganzem Herzen, von ganzer Seele, von ganzem Gemüte und von allen deinen Kräften. Das ist das vornehmste Gebot. Und das andere ist ihm gleich: Du sollst deinen Nächsten lieben als dich selbst. Es ist kein anderes Gebot größer denn dies.*" Im wesentlichen fühlt sich der Jesus, der hier gezeichnet ist, also in voller Übereinstimmung mit der ererbten israelitischen Grundlehre.

Anderswo ist er dagegen dargestellt als besessen von dem leidenschaftlichen Aufrührertemperament des Reformators oder Revolutionärs. So Lukas 12,49ff.: "*Ich bin gekommen, daß ich ein Feuer anzünde auf Erden, was wollte ich lieber, denn es brennete schon! ... Meinet ihr, daß ich hergekommen bin, Frieden zu bringen auf Erden? Ich sage: Nein, sondern Zwietracht.*" Und er entwickelt, wie er die Mitglieder jeder Familie zum Streit gegeneinander reizen will. Dies ließe sich ja recht wohl als Frucht einer schnell vorgegangenen persönlichen Entwicklung begreifen.

Aber die Kleinlichkeit der Evangelisten verrät sich in den seltsamen Dingen, über die Jesus als (reaktionärer) Reformator herfällt, wenn seine Haltung als feindlich den ererbten Reinlichkeitsvorschriften gegenüber dargestellt wird. Man sieht, daß der Verfasser solcher Stellen keine Ahnung gehabt hat, welche Anstrengung es die überlegenen Männer der grauen Vorzeit gekostet haben muß, einen unreinlichen Beduinenstamm, eine Nomadenbande, wie die Israeliten jener Zeit, zu elementarer Reinlichkeit, dieser ersten Bedingung für höhere Zivilisation, zu erziehen und zu unterweisen. Fast mit Andacht liest man im 5. Buch Moses (23,12), wie der Gesetzgeber sein Volk dazu erzieht, zum Lager hinauszugehen, wenn sie ihre Notdurft verrichten müssen, und wie jeder Mann außer seinen Waffen einen Spaten bei sich haben soll: "*Wenn du dich draußen hinsetzt, so grabe damit und kehre um und bedecke deine Ausleerung.*" Man lese auch die Regeln, wie der Gast im Lager, der sich des Nachts unrein gemacht hat, gezwungen werden soll, vors Lager zu gehen und ein Bad zu nehmen, ehe er zurückkehren darf.

Nur im Zusammenhang mit dieser höchst notwendigen Erziehung von Barbaren zur Menschlichkeit müssen die zahllosen Reinlichkeitsregeln bezüglich der Nahrungsmittel und ihrer Verzehrung verstanden werden. Daß sie oft auf mangelhafter naturwissenschaft-

licher Einsicht beruhen, hat nichts damit zu tun. Aber jeder sieht heute ein, daß die vielerlei Vorschriften über das Waschen von Händen, Schüsseln und Krügen vor und nach der Mahlzeit, denen die Häuptlinge, um ihre Befolgung zu erwirken, einen religiösen Stempel verliehen haben, nur von Nutzen waren, und daß eine Opposition gegen diese weitgetriebene Reinlichkeit unvernünftig und reaktionär war.

Bei Markus 7 steht: "*Und es kamen zu ihm (Jesus) die Pharisäer und etliche von den Schriftgelehrten, die von Jerusalem gekommen waren, Und da sie sahen etliche seiner Jünger mit gemeinen, das ist mit ungewaschenen, Händen das Brot essen, tadelten sie es. – Denn die Pharisäer und alle Juden essen nicht, sie waschen denn die Hände manchmal, und halten also die Aufsätze der Ältesten, und wenn sie vom Markt kommen, essen sie nicht, sie waschen sich denn. Und des Dings ist viel, das sie zu halten haben angenommen, von Trinkgefäßen und Krügen und ehernen Gefäßen und Tischen zu waschen. – Da fragten ihn nun die Pharisäer und Schriftgelehrten: Warum wandeln deine Jünger nicht nach den Aufsätzen der Ältesten, sondern essen das Brot mit ungewaschenen Händen? Er aber antwortete und sprach zu ihnen: Wohl fein hat von euch Heuchlern Jesaias geweissagt, wie geschrieben steht: 'Dies Volk ehrt mich mit den Lippen, aber ihr Herz ist ferne von mir!'*" Und nun folgt eine sehr ungerechte Strafpredigt gegen diese sogenannten Pharisäer, die er als Heuchler durch und durch hinstellt.

Der nicht zu verkennende Grundgedanke des Evangeliums ist der einfache, immer wieder variierte, daß es auf die innere, nicht auf die äußere Reinlichkeit ankommt. Was ein Mensch ißt, macht ihn nicht unrein – eine im übrigen nicht überzeugende Behauptung. Aber die unreinen Worte, die aus dem Munde eines Menschen kommen, stempeln ihn als unrein. Das wichtigste im Leben ist mit andern Worten nicht das Zeremoniell, sondern die Gesinnung, eine unzweifelhafte Wahrheit, aber wahrlich keine neue in der israelitischen Welt, da die hervorragendsten Propheten, ein Amos, ein Micha, ein Hosea, schon Jahrhunderte zuvor von ihr durchdrungen gewesen waren.

Man fühlt, daß die Evangelisten im Glauben an den nahe bevorstehenden Untergang der Welt leben. Darum lassen sie Jesus Wehe über die schwangeren und stillenden Frauen rufen, wie vor ih-

nen auch Paulus die Männer gewarnt hatte, sich jetzt mit ihren Frauen zu paaren, da das Reich Gottes vor der Tür stände.

Schon in der Genesis war die Arbeit als ein Fluch betrachtet worden, der die Menschheit ihres Ungehorsams wegen traf. Jesus, der nach der Beschreibung der Evangelisten nie selbst gearbeitet, sondern sich von den Gaben begeisterter Frauen ernährt hat (**Lukas** 8,1–3) und der seinen Jüngern empfiehlt, als Bettler zu leben, betont nie die Freude oder Ehre der Arbeit, sondern weist auf die Vögel und die Lilien des Feldes hin, die weder säen noch ernten und doch Nahrung und Kleidung vom himmlischen Vater erhalten.

Die Evangelisten lassen Jesus gleichgültig gegen seine Familie und sein Vaterland sein. Das Verhältnis zur Mutter und zur Familie wird als schlecht geschildert, und man merkt deutlich die Absicht, daß gezeigt werden soll, wie er sich der römischen Herrschaft unterwirft.

Er verkehrt mit Zöllnern, die im Dienst der römischen Regierung stehen und daher vom jüdischen Volk verabscheut werden, er nimmt ausdrücklich Abstand von denen, die raten, dem Kaiser keine Steuern zu bezahlen – ja, er läßt ein Wunder geschehen, einen Fisch fangen, der die Steuer für den Kaiser im Maul hat (**Matthäus** 17,27).

Die Moral, die die Evangelisten Jesus verkünden lassen, hat heute nur noch historisches Interesse. Wo sie am originellsten erscheint, wie in dem Gebot der Bergpredigt, daß man seine Feinde lieben, d. h. Böses mit Gutem vergelten soll, greift sie nur altjüdische Lehre und einen der Lieblingsgegenstände der römisch-griechischen Philosophie auf. So antwortete Diogenes auf die Frage, wie jemand am besten den Angriff seines Feindes abschlüge: "Erweise dich edel und gut gegen ihn." Äußerungen in derselben Richtung findet man bei Xenophon, Platon, Seneka, Epiktetes, Cicero. Namentlich die griechischen Zyniker setzten ihren Stolz darein, ohne Bitterkeit Unrecht zu erleiden. Im 3. Buch Moses (19,17–18) lautet das Gebot nur: "*Du sollst dich nicht rächen undZorn nachtragen den Söhnen deines Volkes*."

Nach der Berufung der Jünger folgt bei Matthäus die Bergpredigt. Markus kennt keine Bergpredigt. Sie ist eine Kompilation, die auch nie so gehalten worden ist. Wenn Matthäus und Lukas Jesus die Vorschrift zuschreiben: "*So dir jemand einen Streich gibt auf deinen rechten Backen, dem biete den andern auch dar*," so findet man diese bis zum äußersten

gespannte Forderung bereits in der Didache, die älter als irgendein Evangelium ist.

Im übrigen besteht kein Gegensatz irgendwelcher Art zwischen der Moral der Bergpredigt und der altjüdischen. Das ist schon im Jahre 1868 von Rodriguez in Les origims du sermon de la Montagne, später von Robertson in Christianity and Mythology und von Schreiber in Die Prinzipien des Judentums verglichen mit denen des Christentums (1877) nachgewiesen. Parallelstellen mit dem Alten Testament und mit dem Talmud sind außerordentlich zahlreich. Die Seligpreisungen müssen verglichen werden mit den Psalmen (96,6; 24,3), Jesaia (66,13; 57,15), Sprüchen (29,23; 21,21), Jesus Sirach (3,17) usw. Die Betonung der Gesinnung im Gegensatz zur Handlungsweise, wie es in der Bergpredigt in dem Satze "*Wer ein Weib ansieht, ihrer zu begehren usw.*" ausgedrückt ist, ist nur eine Umschreibung ähnlicher Grundsätze im Talmud: "*Wer nur den kleinen Finger eines Weibes ansieht, hat schon im Herzen Ehebruch begangen*" (**Berechit** 24 und 24a) und entspricht einem Gedankengang, mit dem auch das römische Recht vertraut war, nach dem schon die bloße Absicht, zu verführen, bestehlen usw., ein Gegenstand der Züchtigung war.

23.

Aber nicht nur auf den Ursprung der Bergpredigt, auch auf den Umstand, daß man die Zahl der Apostel mit zwölf festsetzte, fiel neues Licht, als Philotheos Bryennios, Erzbischof von Nikomedien, im Jahre 1873 in einer Bibliothek, die dem Kloster des Heiligen Grabes im griechischen Viertel von Konstantinopel gehörte, einige alte Handschriften entdeckte, unter denen sich die berühmte Didache befand, die er im Jahre 1883 herausgab. Niemand hat die Echtheit der Handschrift in Zweifel gezogen. Daß in der ältesten Kirche eine "Die Lehren der zwölf Apostel" genannte Schrift existierte, wußten Eusebius und Athanasius. Aber es hat schon seine Gründe, daß die Kirche lange Zeit nicht gewünscht hat, die Didache ans Tageslicht zu ziehen. Es ist, wie es scheint, eine Art offizieller Akte gewesen, die der Hohepriester für

die im Römischen Reiche verstreuten Juden verfaßt hat. In den ersten entscheidenden Kapiteln, sechs an der Zahl, ist keine Rücksicht auf das Christentum genommen, wie auch der Name Jesus nirgends genannt wird. Der Schluß der kleinen Schrift ist dann einer kirchlichen Umkalfakterung unterzogen worden. Das entscheidende ist jedoch, daß wir hier offenbar an der wichtigsten Quelle dessen stehen, was im Evangelium zur Bergpredigt wird, und das im Grunde den Kapiteln 4 und 5 von Jesus Sirach nahe verwandt ist.

Hier als Probe der Anfang: "*Es gibt zwei Wege, den des Lebens und den des Todes, und groß ist der Unterschied zwischen den beiden Wegen. Der Weg des Lebens ist dieser: Fürs erste, du sollst den Gott lieben, der dich erschaffen, fürs zweite, deinen Nächsten wie dich selbst, und Dinge, die du nicht willst, daß andere dir tun, die sollst du nicht ändern tun. Die Lehre, die du hieraus ziehen sollst, ist diese: Segne, die dich verfluchen! Du sollst beten für deine Feinde und fasten für die, die dich verfolgen, denn welchen Dank hast du, liebst du die, die dich lieben! Tun Fremde nicht dasselbe? Aber liebe, die dich hassen, und du wirst keinen Feind haben. Enthalte dich fleischlicher und weltlicher Lust. Gibt jemand dir einen Schlag auf deine rechte Wange, so kehre ihm auch die andere Seite zu, und du wirst vollkommen werden. Zwingt dich jemand, eine Meile zu gehen, so gehe zwei mit ihm, nimmt jemand deinen Mantel, so gib ihm auch dein Gewand. Nimmt jemand dir, was dein ist, so fordere es nicht zurück, du kannst es auch nicht* (vermutlich, weil der Jude im fremden Lande rechtlos ist). *Jedem, der dich bittet, gib, und fordere es nicht zurück, denn der Vater wünscht, daß du allen von seinen eigenen freien Gaben geben sollst* (?). *Gesegnet ist, wer gemäß dem Gebote gibt, denn er ist ohne Schuld. Weh dem, der empfängt! Empfängt einer, der bedürftig ist, so ist er ohne Schuld, wer aber nicht bedürftig ist, soll Rechenschaft ablegen, weshalb und zu welchem Zwecke er nahm, und wenn er unter die Fuchtel kommt, soll er verhört werden, was er tat, und soll nicht frei ausgehen, ehe er nicht den letzten Heller bezahlt hat. Und auch darüber ist gesagt worden: Laß deine Almosen in deinen Händen brennen, bis du weißt, wem du geben sollst.*" Selbst das Vaterunser ist, wie jetzt allgemein anerkannt, keine neutestamentarische Schöpfung, sondern eine Kompilation nach alttestamentarischem Vorbild.

24.

Im allgemeinen kann man sagen, daß die griechisch-römische Moral sehr hoch über der stand, die die Evangelien Jesus in den Mund legen. Der Grundgedanke der heidnischen Moral, daß die gute Tat ihr eigener Lohn ist, schwebt keinem Evangelisten auch nur einen Augenblick vor. Die Moral in den Evangelien ist eine Belohnungsmoral. Sie lassen den Jesus, den sie darstellen, seinen Getreuen ans Herz legen, sie sollten gute Taten nicht so tun, daß sie sich ihren Lohn im Himmel verscherzten, denn der sei weit wertvoller als der irdische Lohn (**Matthäus** 6,1–6, Lukas 14,12–14). Die Vorstellung von einer Belohnung selbst ist den Evangelisten etwas vollkommen selbstverständliches, zu einer Moralvorschrift gehören stets Lohn und Strafe. Als sie Petrus die rohe Frage an Jesus richten lassen, was die Apostel dafür erhielten, daß sie alles verlassen haben und ihm gefolgt sind, findet Jesus nichts Sonderbares oder Tadelnswertes an der Frage, sondern antwortet, wenn der Menschensohn auf dem Throne seiner Herrlichkeit sitzen werde, würden auch sie auf zwölf Thronen sitzen und die zwölf Stämme Israels richten – eine für die Begriffe unserer Zeit nicht gerade verlockende Belohnung.

Steht nun die evangelische Moral nicht auf der Höhe des entwickelteren Rechtsbewußtseins späterer Zeiten, so ist die Intelligenz – wie sie hier in den so nachlässig wiedergegebenen Redebruchstücken zutage tritt – auch nicht von höchstem Range.

Der Ausgangspunkt scheint hier Jesaia zu sein, zuerst (6,9): "*Hören sollt ihr, aber nicht Einsehen*," dann (28,12): "*Sie wollten nicht hören*." Diese Worte scheinen die Evangelisten veranlaßt zu haben, Jesus in Gleichnissen reden zu lassen. So ist die Quelle des Gleichnisses vom Sämann eine viel ältere Allegorie, mit welcher die gnostische Sekte der Naassener das Säen der aus Logos, dem Schöpfer der Welt, entspringenden Saat durch Gott erläutern wollte.

So ist die Parabel vom Kaufmann, der all sein Gut gegen eine einzige Perle eintauscht, im Talmud zu finden und läßt sich auf die Sprüche (8,10) zurückführen: "*Weisheit ist besser denn Rubine*." Ein Teil der Parabeln ist tatsächlich der zweihundert Jahre vor unserer Zeitrechnung

abgeschlossenen Miscbna entliehen und in der Wiedergabe nicht selten stark entstellt.

So lag z. B. die Geschichte eines Königs vor, der seine Diener zu einem Gastmahl einlud, aber nicht die Zeit angab. Einige gingen heim, zogen ihre besten Kleider an und stellten sich an die Tür des Palastes. Andere sagten: Es eilt nicht, der König wird uns schon die Zeit wissen lassen. Aber der König schickte plötzlich nach ihnen, und die Klugen, die in ihren besten Kleidern kamen, wurden wohl empfangen, die Törichten in ihren Alltagskleidern hingegen fortgewiesen. Moral: Halte dich heute bereit, es kann geschehen, daß es morgen schon zu spät ist. Dies Gleichnis ist gewiß nicht mehr als mittelmäßig, wenn auch viel besser als das entsprechende des Neuen Testaments von den klugen und den törichten Jungfrauen. Was der Evangelist aber Jesus daraus machen läßt, ist kümmerlich und vernunftwidrig: Der König läd seine Gäste zu einem festlichen Mahle ein (**Matthäus** 22). Sie erklären unter verschiedenen Vorwänden, nicht kommen zu können, ja – was vollkommen unsinnig ist – verhöhnen die Boten des Königs und erschlagen sie. Da wird der König zornig, schickt – was noch unsinniger ist – seine Heere aus, säbelt die Mörder nieder und legt Feuer an ihre Stadt. Hierauf gebietet der König seinen Dienern, auf die Straßen zu gehen und einzuladen, wen sie wollen, Schlechte und Gute. Das Schloß füllt sich schnell, und der König nimmt nun seine Gäste in Augenschein. Er findet unter ihnen einen, "*der hatte kein hochzeitlich Kleid an*," was ihn ja nach den Voraussetzungen unmöglich wundern, geschweige denn erbosen konnte. Nichtsdestoweniger sagt er zu seinen Dienern: "*Bindet ihm Hände und Füße und werfet ihn in die Finsternis hinaus! Da wird sein Heulen und Zähneklappern.*"

Dieser König ist abnorm, da er erwartet, daß Menschen, die ohne Anzeige von der Straße in den Palast geschleppt werden, bei Strafe des äußersten Verderbens in Festtracht sein sollen. Er sollte sich denken können, daß namentlich die Armen, denen seine Einladung doch vorzugsweise gilt, gar keine Festtracht besitzen.

25.

Ebenso schnurrig sind, worauf Bengt Lidfors aufmerksam gemacht hat, die Gleichnisse, in denen der Jesus der Evangelien auffordert, Gott unverdrossen mit Gebeten zu überlaufen: das helfe immer, er werde nämlich der Quälerei so satt, daß er alles bewillige.

Auch in diesem Punkt hatte die heidnische Welt eine höher entwickelte Auffassung. Lukianos macht sich über die wortreichen, laut gebrüllten Gebete lustig. Er sagt: "Wie nützlich ist es doch, laut zu schreien, aufdringlich zu sein und nie zu verzagen! Das ist nicht allein nützlich, wenn man Prozesse führt, sondern auch, wenn man betet. Seht nur Timon, der zuerst ganz arm war, aber reich wurde, nur weil er laut brüllte und Zeus auf sich aufmerksam machte!"

Bei Lukas (11,5–9) weckt einer um Mitternacht seinen Freund und quält ihn, ihm drei Brote zu geben, er hat nämlich zu so später Zeit Besuch bekommen und hat nichts, ihn zu bewirten. Der Freund antwortet zuerst, daß die Tür jetzt geschlossen sei, daß er selbst und seine Kinder im Bett lägen, er wolle um einer so geringen Sache willen nicht wieder aufstehen. Aber der Quälgeist fährt fort, Alarm zu schlagen: "*Ich sage euch: und ob er nicht aufsteht und gibt ihm, darum daß er sein Freund ist, so wird er doch um seines unverschämten Geilens willen aufstehen und ihm geben, wieviel er bedarf ... Bittet, so wird euch gegeben. Klopfet an, so wird euch aufgetan.*"

Dieselbe parodistische Vorstellung wird Lukas (18,1–7) variiert: "*Es war ein Richter in einer Stadt, der fürchtete sich nicht vor Gott und scheute sich vor keinem Menschen. Es war aber eine Witwe in dieser Stadt, die kam zu ihm und sprach: Rette mich vor meinem Widersacher! Und er wollte lange nicht. Darnach aber dachte er bei sich selbst: Ob ich mich schon vor Gott nicht fürchte noch vor keinem Menschen scheue, dieweil aber mir diese Witwe so viel Mühe macht, will ich sie retten, auf daß sie nicht zuletzt komme und betäube mich. – Da sprach der Herr: Höret hier, was der ungerechte Richter sagt! Sollte aber Gott nicht auch retten seine Auserwählten, die zu ihm Tag und Nacht rufen!*" Man soll immer beten und nicht müde werden. Dann wird Gott ermüden und daher das Gebet erfüllen.

Beispiele solcher sonderbaren Parabeln könnten in großer Zahl angeführt werden. Hier eine, die besonders schlecht komponiert ist,

obwohl ihr Sinn nicht gegen gesunde Urteilskraft streitet: In dem Gleichnis vom guten Hirten (**Johannes** 10,1–16) ist die Rede von der Tür zum Schafstall und dem, der zu dieser Tür hineingeht (und nicht wie ein Dieb oder Mörder anderswo hineinsteigt). Der zur Tür hineingeht, ist der Hirte, und Jesus ist der gute Hirte.

Aber gleich darauf zerschlägt Jesus das Gleichnis, da die Jünger es nicht verstehen, und fährt fort: "*Ich bin der gute Hirte.*" Hier ein Gleichnis, das im Streit mit den gesunden Grundbegriffen von Ehrlichkeit und Pflicht liegt, das Gleichnis von den zehn Pfunden (**Lukas** 19). Daß es außerdem völlig wirr in der Komposition ist und zwei einander nichts angehende Handlungen vermischt, ist eine Sache für sich. Einer der Diener, der ein Pfund zu verwalten bekommen hat, wagt aus Furcht vor dem Zorn seines harten Herrn, falls das Pfund verloren gehen sollte, nicht, es aufs Spiel zu setzen und es sich verzinsen zu lassen, sondern verwahrt es in seinem Schweißtuch und gibt es zurück, wie er es erhielt. Da sagt der Herr erbost: Warum hast du denn mein Geld nicht in die Wechselbank gegeben, daß ich es bei meiner Heimkehr mit Zinsen hätte fordern können? Und er nimmt ihm das Pfund und gibt es dem, der mit einem Pfund zehn verdient hat. – Da er ein recht übereilter Herr ist, läßt er hierauf alle, die nicht wollten, daß er über sie herrsche, vor seinen Augen erschlagen.

26.

Dies erinnert an die Züge von Unmenschlichkeit, die die Evangelisten zuweilen Jesus selbst zuschreiben, seine feierliche Verkündung von den ewigen Qualen der Ungerechten, die Härte, die er, ohne daß man den Grund recht versteht, zuweilen und sogar gegen seine Mutter an den Tag legt, Stimmungen, die sich später in der barbarischen Unduldsamkeit der Kirche Bahn brechen, und deren abscheulichste Auswirkung die Ermordung Hypatias im Jahre 415 ist. Die Evangelisten haben nicht gefühlt, daß solche Züge den Zusammenhang der von ihnen dargestellten Jesusgestalt zerstörten und sie auflösten. Bald werden dem Erlöser die Worte "*richtet nicht!*" in den Mund gelegt, bald

ist er selbst geradezu tadelsüchtig. Bald ist er die Milde selbst, die Schonung selbst, lauter Sanftmut und Müde, bald ist er der unbarmherzigste von allen. Zuweilen ist der Widerspruch grell bis zum äußersten. Lukas (22,36) sagt Jesus zu seinen Jüngern: "*Wer nichts hat, verkaufe sein Kleid und kaufe ein Schwert.*" Und so kaufen sie denn zwei Schwerter. Aber als Petrus dem Diener des Hohenpriesters, der sich seiner bemächtigen will, das Ohr abschlägt, heilt Jesus durch Handauflegen die Wunde, und an anderer Stelle verurteilt er selbst den Gebrauch des Schwertes. Wer das Schwert zieht, soll durch das Schwert umkommen! Schon in der Bergpredigt heißt es ja: "*So dir jemand einen Streich gibt auf deinen rechten Backen, dem biete den anderen auch dar!*"

An einer Stelle im Neuen Testament, in Jakobs Brief (5,11), wird Hiob den ersten Christen als Beispiel anempfohlen. Das ist auffällig, denn offenbar ist die Hiobsgestalt eine von denen gewesen, nach denen sich die Vorstellung von dem leidenden und zuletzt siegreichen Erlöser gebildet hat. Es gibt hier nicht wenige Parallelen. Zwar sagt die Dichtung, daß Hiob kein Israelit war, sondern zu Beni-Kedem gehörte, d. h. Söhne des Ostens, denselben, die später Sarazenen genannt wurden und unter Saladin zur Zeit der Kreuzzüge kämpften. Er gehörte zu Edoms Stamm, und die Bewohner von Theman waren berühmt für ihre Weisen, von denen an vielen Stellen der Bibel die Rede ist. Aber das macht keinen Unterschied und ist im Buche Hiob nicht zu merken, nur daß der Name Jahve nie im Dialog vorkommt, sondern nur im Rahmen, der keineswegs so alt zu sein scheint. Aber sowohl Hiob wie Jesus sind aus vornehmem Geschlecht gedacht, sie werden beide vom Satan versucht und bestehen beide ohne Wanken die Versuchung, beide werden Leiden und Geringschätzung ausgesetzt, beide mit dem Tode bedroht. Beide erlangen schließlich die höchsten Ehren. Beide sind eine Art Erlöser. Die Ähnlichkeit tritt stark hervor, wenn man Hiobs Äußerungen (29,12–7) liest: "*Denn ich rettete den Armen, der da schrie, und die Waise, die ohn' Beistand, des Verlass'nen Segen kam auf mich, und das Herz der Witwe macht' ich jubeln. Recht war mein Gewand ... Auge war ich den Blinden, Fuß den Lahmen ich. Vater war ich den Dürftigen, den Rechtsstreit des, den ich nicht kannte, untersuchte ich. Da zerbrach ich das Gebiß des Ungerechten, riß den Raub aus seinen Zähnen!*"

27.

Um zu verheimlichen, wie vollständig das Jesusideal des Neuen Testaments aus dem Alten wächst, hat sich das orthodoxe Christentum in neuerer Zeit bemüht, einen Gegensatz zwischen dem Verhältnis des älteren Judentums zu Jahve als Herrn und Jesu Verhältnis zu ihm als Vater festzustellen.

Auch im Alten Testament wird Gott als der liebende Vater aufgefaßt. Jesaia ruft aus (63,16; 64,7): "*Denn du bist unser Vater – ... unser Vater bist du*" und so an über zwanzig Stellen.

Überhaupt ist der Gegensatz zwischen der Lehre Jesu und der der Thora oder der Rabbiner vor ihm ganz künstlich errichtet. Selbst die sonderbarsten Dinge, die die Evangelisten Jesus in den Mund gelegt haben, sind vor seiner Zeit gesagt worden. Im 5. Buch Moses (33,9) steht: "*Er sprach zu seinem Vater, seiner Mutter: ich sah sie nicht. Und er erkannte seine Brüder nicht und achtete seiner Söhne nicht, denn dein Wort wahren sie und hüten deinen Bund.*" Bei Matthäus (19,29): "*Und wer verläßt Häuser oder Brüder oder Schwestern oder Vater oder Mutter oder Weib oder Kinder oder Äcker um meines Namens willen, der wird's hundertfältig nehmen und das ewige Leben ererben.*" Im Baba Mezia (fol. 38, col. 2) steht: "*Bist du aus Pombeditha* (in Babylonien), *wo sie einen Elefanten durch ein Nadelöhr treiben können?*" Bei Matthäus (19, 24) ist Jesus in den Mund gelegt: "*Wahrlich, ich sage euch: Es ist leichter, daß ein Kamel durch ein Nadelöhr gehe, denn daß ein Reicher ins Reich Gottes komme*" – was dem scherzhaft ausgesprochenen Satz einen ebionitischcn Schwung verleiht, den er ursprünglich nicht hätte, der aber auf die kommunistischen Neigungen des Evangelisten deutet.

In der Regel spricht Jesus ganz und gar im Geiste des Alten Testaments. "*Er ging in die Schule nach seiner Gewohnheit am Sabbattage und stand auf und wollte lesen. Da ward ihm das Buch des Propheten Jesaia gereicht. Und da er das Buch auftat, fand er den Ort, da geschrieben steht: 'Der Geist des Herrn ist bei mir, darum, daß er mich gesalbt hat, er hat mich gesandt, zu verkündigen das Evangelium den Armen, zu heilen die zerstoßenen Herzen, zu predigen den Gefangenen, daß sie los sein sollen, und den Blinden das Gesicht, und den Zerschlagenen, daß sie frei und ledig sein sollen, und zu verkünden das angenehme Jahr des Herrn!' Und als er das Buch zutat, gab*

er's dem Diener und setzte sich" (**Lukas** 4,16–20, **Jesaia** 61,1–2). Im Talmud wird erzählt, daß ein Heide zu Hillel kam und ihm sagte: "*Ich will das Judentum annehmen unter der Bedingung, daß du mir deine ganze Lehre beibringst, während ich auf einem Bein stehe.*" Hillel sagte: "*Was du selbst nicht magst, das tue auch deinem Nächsten nicht, das ist die ganze Lehre. Alles übrige entwickelt sich nur daraus. Geh und lerne!*"

Der Mangel der Evangelisten an Folgerichtigkeit zeigt sich darin, daß sie Jesus sich gewöhnlich so ausdrücken lassen, als kennte er genau den Geist des Alten Testaments, während sie ihm an anderen Stellen ganz unrichtige Äußerungen über die biblischen Schriften in den Mund legen.

So sagt er Matthäus (5,43): "*Ihr habt gehört, daß gesagt ist: Du sollst deinen Nächsten lieben und deinen Feind hassen. Ich aber sage euch: Liebet eure Feinde usw.*" Hätte Jesus wirklich diese Worte gesagt, so würde er nur Unwissenheit mit Bezug auf das Gesetz an den Tag gelegt haben. Im 4. Buch Moses (19,18) wird dort, wo die Nächstenliebe vorgeschrieben wird, ausdrücklich festgestellt, daß man weder Eingeborene noch Fremde hassen darf, und (19,34) wird sogar vorgeschrieben, daß man den Fremden lieben soll wie sich selbst. Ja, Liebe zu Feinden ist ausdrücklich geboten im 2. Buch Moses (23,4 und 5): "*So du den Ochsen deines Feindes oder seinen Esel irrend antriffst, sollst du ihm denselben zurückbringen. So du siehest den Esel deines Hassers erliegend unter seiner Last, hüte dich, ihn zu verlassen, verlassen sollst du den Ort mit ihm.*" Ja in den älteren Handschriften der Evangelien findet man nicht die später Jesus zugeschriebenen Worte: "*Segnet, die euch fluchen, tut gut denen, die euch hassen!*" Wohl aber steht im Talmud (**Sanhedrin**, fol. 48): "*Es ist besser, Unrecht leiden, als Unrecht tun*," und (**Baba mezia** 93): "*Seid lieber unter den Verfolgten als unter den Verfolgern!*"

28.

Die Schilderung von dem Abscheu Jesu vor den Pharisäern und von seinen Angriffen auf sie kann unmöglich historisch sein, sondern ist wohl der Ausdruck des Judenhasses einer späteren Nachzeit. Denn Je-

sus drückt sich beständig in Übereinstimmung mit der Lehre der Pharisäer aus.

Wenn er Matthäus (5,17) sagt, er sei nicht gekommen, das Gesetz aufzulösen, sondern es zu erfüllen, so ist das gute pharisäische Rede. Im Talmud steht: Nicht ein Buchstabe des Gesetzes wird je abgeschafft werden. – Es wird so dargestellt, als ob die Pharisäer es Jesus übelgenommen hätten, daß seine Jünger einen Kranken am Sabbat heilten. Aber die Rabbiner waren sich einig, daß die Heiligkeit des Sabbats nicht respektiert werden sollte, wenn ein Menschenleben auf dem Spiel stand. Im Talmud (**Tract. Joma** 85b) steht ausdrücklich: "*Der Sabbat ist euch gegeben, nicht ihr dem Sabbat*." Zu heilen, indem man den Patienten die Hand ausstrecken ließ, wie Jesus getan haben soll (**Markus** 3,5), war keineswegs von den Rabbinern verboten, und es ist reine Tendenzschreiberei, wenn es heißt (**Lukas** 6,11), daß die Pharisäer ganz unsinnig darüber wurden. Dieser Wutanfall ist einfach historisch unmöglich. Wie erwähnt, wirkt es zu auffallend, mit welchem Rigorismus Jesus sich bei Matthäus (5,31) gegen Scheidung nach Übereinkunft unter den Ehegatten ausspricht. Aber in diesemPunkt stimmt er wieder völlig mit den Pharisäern überein, gegen die er sich der Darstellung nach ständig in Opposition befindet. Er nimmt hier nur Partei für die rücksichtslosere Auffassung Gaimliels im Gegensatz zu der müderen, die in der Schule Hillels gedieh.

Selbst wenn Jesus, wie man vermutet hat, zum Messias erklärt worden wäre, würde das die Pharisäer nicht gegen ihn aufgebracht haben. Nicht nur nannten sich die Kinder Israels im allgemeinen Kinder Gottes; Priester und Rabbiner haben zuweilen aus Hochachtung einen Mann Messias genannt. Man denke an Zerubbabel und an das Verhältnis Rabbi Akibas zu Bar-Chochba.

Doch genug der Beispiele! Der historische Grund gibt auch hier beständig unter den Füßen nach.

29.

Die Apokalypse, die sogenannte Offenbarung des Johannes, die das Neue Testament abschließt, scheint zuerst geschrieben zu sein und ist in gewisser Beziehung die Grundlage des ganzen Gebäudes. Wer dieser Johannes, der als Urheber der Schrift auftritt, in Wirklichkeit gewesen ist, läßt sich nach der Natur der Sache unmöglich feststellen. Nur soviel ist unzweifelhaft, daß er mit dem Verfasser des vierten Evangeliums nichts zu tun hat.

Es wird berichtet, daß die Schrift auf Patmos entstand, einer kleinen, schmalen, kaum vier Meilen langen Insel, die vor Ephesos liegt. Sie hatte im Altertum durch ihren vorzüglichen Hafen nicht geringe Bedeutung. Sie war die erste oder letzte Station für den Reisenden, der sich von Ephesos nach Rom begab oder umgekehrt. In der griechischen Zeit war sie blühend und dicht bevölkert, in der Römerzeit eine Hafenstadt, von wo täglich Schiffe abgingen, heute ist sie wie die anderen griechischen Inseln nackt, aber schön, ohne irgendwelchen Schrecken, ansprechend mit ihren rötlichen Felsen in dem blauen Meer unter der schimmernden Sonne. Ein Grieche des Altertums hätte hier ein Liebesidyll schreiben können, ein Jude des Altertums verfaßte hier ein kleines Werk, dessen Bestimmung es war, die Menschen mit Schrecken zu schlagen durch den Ausspruch unerhörter Weissagungen, durch die Darstellung barocker und barbarischer Gesichte. Und das alles in dem unerträglichen Stil, zu dem sich die strenge Ausdrucks weise der alten jüdischen Propheten allmählich entwickelt hatte, einer unverständlichen Freimaurersprache, wie tausend Jahre später die von Umschreibungen (Kenningar) wimmelnde Poesie der isländischen Skjalden.

Unter Ezechiel beginnt der prophetische Stil zu verderben. Er schreibt verbannt, zwischen 574 und 572. Er führt die Visionen ein, um Wirkungen zu erzielen: “*Und ich sah, und siehe: ein Sturmwind kam von Mitternacht, großes Gewölk und wogendes Feuer und ein Glanz darin ringsum, und aus seiner Mitte wie Golderzschein, mitten aus dem Feuer. Und in seiner Mitte eine Form von vier lebenden Wesen ... Menschenform hatten sie. Und vier Gesichter hatte jedes, und vier Flügel hatte jedes von ihnen. Und ihre Füße waren gerade, und ihrer Füße Ballen wie Kalbfußballen, und glän-*

zend wie der Schein geglätteten Erzes ... Und die Form ihrer Gesichter: ein Menschengesicht, und zur Rechten ein Löwengesicht hatten die vier." So geht es bis ins Unendliche mit diesen barocken zoologischen Mißgeburten, die vielleicht anfänglich inspiriert waren durch den Anblick der geflügelten Stiere und anderer Fabeltiere in den Tempeln, die Ezechiel während seiner babylonischen Gefangenschaft zu sehen bekommen hatte. Er ist kräftig und malerisch genug, vermag aber nicht wie die früheren Propheten zu Herzen zu sprechen.

Zacharias, der bedeutend später lebt und etwa um das Jahr 518 schreibt, ist noch dunkler als Ezechiel, wendet wie er die Allegorie an und drückt sich wie er in Gesichten aus: "*Und ich erhob meine Augen und schauete, und siehe, da waren vier Hörner. Da sprach ich zum Engel, der mit nur redete: was sind diese? Und er sprach zu mir: Diese sind die Hörner, welche Juda, Israel und Jerusalem zerstreuet haben. Und der Ewige ließ mich vier Schmiede sehen. Da sprach ich: Was kamen diese zu tun? Und er sprach, sprechend: Jene sind die Hörner, welche Juda zerstreueten, so daß keiner sein Haupt erheben konnte, aber diese kamen, sie zu erschüttern, abzuschlagen die Hörner der Völker, die das Hörn erhoben wider das Land Juda usw.*" Ein klarer, lehrreicher oder überzeugender Stil ist dies nicht. Es ist ein wirrer Rätsel-, ein Logogriphstil, zudem bei Zacharias ohne Geschicklichkeit und ohne Anmut angewandt.

30.

Seinen klassischen Ausdruck fand dieser Stil erst spät in dem sogenannten Buch des Propheten Daniel, einem Werk, das um das Jahr 165 verfaßt und nicht nur das unmittelbare Vorbild der Apokalypse, sondern das Werk ist, in dem man die werdende Messiasgestalt aus dem alten jüdischen Vorstellungskreis hervorwachsen sieht.

Man fühlt bei Daniel, daß die Zeit fern ist, da die Propheten ihre Visionen unter freiem Himmel vortrugen. Sein Werk ist auf Lesen berechnet und auf Leser, die sich Zeit zum Grübeln lassen. Der Stil ist ein Rebusstil. Hier findet man in der am Schluß des Buches entfalteten Philosophie der ersten Geschichte schon die erstaunlichen Ingredien-

zen, die in der Offenbarung des Johannes Einlaß finden. Hier ist es das Hörn, das spricht, das Hörn, das Augen hat. Hier ist der prinzipielle Gegensatz zu dem hellenischen Sinn für die Form des menschlichen Körpers, ein Mangel an Plastik, der den verletzt, dessen Freude an der Darstellung auf dieser Formkunst der Darstellung beruht. An ihre Stelle ist hier die Mystik getreten, und alle Naturformen vermischen sich in dem mystischen Wirrwarr, dem wir wieder in der Apokalypse begegnen.

Daniel sah vier große Tiere aus dem Meere steigen, das erste war wie ein Löwe, der Flügel wie ein Adler hatte. Er sah, wie ihm die Flügel abgerissen wurden, es wurde aufgerichtet, auf die Füße gestellt wie ein Mensch und erhielt ein Menschenherz. Hierauf ein zweites Tier, wie ein Bär, das drei Rippen zwischen den Zähnen hatte, und zu dem gesagt wurde: Friß viel Fleisch! Dann ein drittes Tier, ein Pardel, der vier Flügel auf dem Rücken und vier Köpfe hatte. Endlich ein viertes Tier, entsetzlich, mit großen Eisenzähnen, das fraß und das Übriggebliebene mit den Füßen zertrat, es hatte zehn Hörner. Und ein anderes kleines Hörn schoß zwischen vieren empor, und drei Hörner wurden hochgerückt, um diesem Platz zu machen, und es waren Menschenaugen auf diesem Hörn und ein Mund, der große Dinge sprach.

So geht es immer weiter in diesem Stil, der die Begeisterung jener Zeit erweckte und so durchschlug, daß 235 Jahre später die Apokalypse dort fortfährt, wo Daniel die Feder niederlegte.

Es ist nicht schwer gewesen, die Entstehungszeit vom Buche Daniel festzustellen, da man sich durch die Allegorien genau vergewissern kann, was der Verfasser erlebt hat und was er nicht weiß. Er schreibt unter der griechischen Herrschaft und weiß Bescheid über die letzten anderthalb Jahrhunderte seit Antiochus dem Großen. Im übrigen nimmt er bekanntlich nicht die geringste Rücksicht auf Möglichkeit oder Wahrscheinlichkeit; sein Nebukadnezar frißt sieben Jahre lang Gras auf dem Felde und wird dann als König wieder eingesetzt in seinem Staat, der so lange auf ihn gewartet hat.

Das Merkwürdige und Entscheidende ist, daß bei Daniel die Auflösung des strengen israelitischen Monotheismus beginnt, die im Christentum fortgesetzt wird. Es. wird hier nicht gerade der Messias

bei Namen genannt, statt dessen wird jedoch der seltsame Ausdruck Menschensohn gebraucht zur Bezeichnung für den Stifter des "*heiligen Königtums*," das in Jerusalem errichtet werden soll, wenn Judas Makkabäus und seine Mannen das Reich der Seleukiden zertrümmert haben. Dann tritt nämlich der endliche Zustand der Welt ein, der, in welchem die Gerechtigkeit herrscht. Wir warten noch darauf.

Schon bei Ezechiel (9,2) wird ein Mann erwähnt, der in Linnen gekleidet ist. Hiererscheint wieder als Hauptgestalt (**Daniel** 10,5ff.) ein Mann, in Linnen gekleidet, die Lenden mit Gold umgürtet. Und sein Leib ist wie Chrysolith, sein Aussehen wie der Blitz, und seine Augen wie Feuerfackeln, und seine Arme und seine Füße wie der Schein geglätteten Erzes, und der Schall seiner Worte wie der Schall eines Getümmels – alles dies, das Wort für Wort in die Offenbarung des Johannes 1,13.14 übertragen ist. Die Entstehungszeit der Apokalypse läßt sich mit nicht geringerer Sicherheit bestimmen als die des Buches Daniel. Das Buch ist zweifellos entstanden zwischen dem Todestage Neros, dem 9. Juni 68, und dem 10. August 70, dem Tage, an dem die Römer den Tempel in Jerusalem, das der Verfasser noch verschont zu sehen hofft, zerstören. Aber es ist möglich, der Entstehungszeit noch näher zu kommen, denn das Buch muß geschrieben sein, ehe die Nachricht von der Ermordung Galbas, die am 15. Januar 69 stattfand, Patmos erreichte, da der 6. Kaiser, von dem es (17,10) heißt, daß er ist, kein anderer als eben Galba sein kann.

31.

Was das Buch mitteilen will, kann in Kürze ausgedrückt werden, wenn vorausgeschickt wird, daß sein Hintergrund der Glauben an das Unheil ist, das nach jüdischer Theologie das Kommen des Messias anzeigt. Es stehen große Umwälzungen im Himmel und auf Erden bevor. Sonne und Mond verlieren ihr Licht, Krieg, Aufruhr, Hungersnot und Pest sollen über die Menschheit losbrechen. Satan kämpft mit seinen letzten Kräften, da er wohl weiß, daß seine Zeit bald um ist. Im Jahre 66 hatten die Juden sich gegen Rom erhoben. Aber in zahlreichen

Zusammenstößen waren bereits viele tausend Juden gefallen, und Vespasian rückte gegen Jerusalem vor.

Weder Juden noch Judenchristen konnten den Gedanken ausdenken, daß Jahve seine heilige Stadt und seinen Tempel den Heiden ausliefern sollte. Bald erfuhr man, daß die Heere in Gallien und Spanien Galba, einen erprobten Feldherrn, zum Gegenkaiser Neros ausgerufen hatten. Wie bekannt, floh Nero aus Rom und beging mit Hilfe eines Sklaven Selbstmord, als er sah, daß er seinen Verfolgern nicht entgehen konnte.

Indessen gab es viele, die nicht an seinen Tod glaubten, sondern vermuteten, daß er zu den Parthern geflohen sei und bald an der Spitze eines großen parteiischen Heeres Rache an Rom nehmen werde. Dies Gerücht hatte auch Ephesos erreicht, kam den Christen, die Rom haßten, wahrscheinlich vor, und vermutlich ist auf Nero nicht nur (17,10) der Offenbarung gemünzt, wo steht, daß fünf Könige gefallen sind (Augustus, Tiberius, Kaligula, Klaudius, Nero), sondern auch 17,11, wo von dem Tier gesprochen wird, das gewesen ist und nicht ist, aber doch selber der achte König ist. Soweit ersichtlich, ist hier an Nero gedacht, der zurückkehren wird, um dann endgültig zugrunde zu gehen.

Das Unheil, das den Untergang der Menschheit anzeigen sollte, hatte damals seinen Anfang genommen. Das Römische Reich war von blutigen Kriegen, Judäa von Hungersnot, Italien von Pest, Kleinasien von Erdbeben heimgesucht worden. Von den sieben Städten, an die die Apokalypse wie ein Rundschreiben gerichtet ist, Ephesos, Thyatira, Sardes, Philadelphia, Laodikea, Smyrna, Pergamon, waren nur die beiden letzten vom Erdbeben verschont geblieben.

Nach Weissagungen im Buche Daniel, das für den Verfasser der Apokalypse die Grundlage bildete, sollte die Unterdrückung des jüdischen Volkes ein Ende haben nach „einer Zeit und einer halben Zeit“, was nach der ursprünglichen Auslegung 3½ Jahre bedeutete. Als echter Prophet hatte sich Daniel ja indessen nicht irren können. Wenn er an einer Stelle von Wochen spricht (**Daniel** 9,24), meint er eine Siebenzahl von Jahren, nicht von Tagen, und also schloß man, daß die Weissagung der Zeit galt, da die Apokalypse geschrieben wurde, weil

3½ Jahrzehnte vergangen waren seit dem Zeitpunkt, zu dem die Kreuzigung erfolgt sein sollte.

Was die Apokalypse verkündet, ist also folgendes: Bald ist die bei Daniel angegebene Frist abgelaufen. Das Ende der Zeiten ist nahe. Furchtbare Plagen stehen bevor. Aber die Auserwählten werden verschont, die Gemeinde wird trotz Satans Sturmlauf erhalten bleiben. Rom dagegen wird vom Erdboden verschwinden, und Nero selbst wird das Strafgericht an der gottlosen Hauptstadt der Welt vollziehen.

Nichts hiervon wird natürlich mit prosaischer Einfachheit mitgeteilt, sondern alles in Form von geheimnisvollen Gesichten.

Der Messias offenbart sich als Hoherpriester, als Menschensohn, in das priesterliche Festgewand gekleidet (1,13). Außerdem (zufolge **Jesaia** 53,7) als das Lamm, das zur Schlachtbank geführt wird, oder (**Psalm** 2,7) als der soeben gezeugte Sohn eines Gottes, der (**Apokalypse** 12,5) alle Völker mit einem eisernen Stabe regieren soll, ferner (nach **Daniel** 7,13) als der mit den Wolken des Himmels kommende Menschensohn – siehe Apokalypse (14,14,) wo er eine goldene Krone auf sein Haupt und eine scharfe Sichel in seine Hand erhalten hat – endlich als siegreicher Feldherr, als römischer Triumphaler in einem Aufzuge.

"*Und siehe, ein weißes Pferd, und der darauf saß, hatte einen Bogen, und ihm ward gegeben eine Krone, und er zog aus sieghaft, und daß er siegte*" (6,2), und der Seher erblickt ein weißes Pferd, und der darauf sitzt, wird wahrhaft und treu genannt, und er richtet und streitet gerecht, seine Augen sind wie Feuerflammen, es sind viele Kronen auf seinem Haupte. Er hat einen Namen geschrieben, den keiner kennt, als er selber. Er trägt ein in Blut getauchtes Gewand, und sein Name lautet: Gottes Wort (*Logos tu theu*). Gottes Gemeinde offenbart sich als ein mit Sonne, Mond und einer Krone aus zwölf Sternen geschmücktes Weib, das unter Geburtswehen den Messias zur Welt bringt (12,1), doch wird die Gemeinde gleichzeitig als Braut des Messias dargestellt: Die Hochzeit des Lammes steht bevor, seine Braut hat sich geschmückt (19,7). (21,9 und 22,7) wird wieder von der Gemeinde als Braut gesprochen. Dies ist die oben erwähnte orientalische Vermischung der Mutter und der Braut Gottes.

Satan tritt (nach dem 1. **Buche Moses** 3,1) als Schlange oder Drache mit sieben Köpfen und zehn Hörnern auf. Das in Satans Diensten stehende Römische Reich ist ebenfalls (übereinstimmend mit **Daniel** 7,3) ein Tier mit sieben Köpfen und zehn Hörnern. Nero als Antichrist wird zu einem Tier, das aus dem Boden aufsteigt. Es hat zwei Hörner wie das Lamm und redet wie der Drache (13,12). Damit die Eingeweihten sich nicht irren, wer gemeint ist, heißt es (13,18): "*Hier ist die Weisheit. Wer Verstand hat, der überlege die Zahl des Tieres, denn es ist eines Menschen Zahl (d. h. eine Zahl, die den Namen eines Menschen angibt), und seine Zahl ist sechshundertundsechsundsechzig.*" Schreibt man mit hebräischen Buchstaben Neron Kaisar und rechnet die einzelnen Buchstaben nach ihrem Zahlenwert zusammen, so erhält man ganz richtig die Summe 666. Dies ist der Triumph des Rebusstils.

Daß nun die Erwartungen und Weissagungen der Apokalypse nicht in Erfüllung gingen, weiß jeder. An und für sich war die Schrift also als Prophezeiung ebenso wertlos wie ihre Originalität gering, da sie nichts ist als ein christliches Pastiche aus dem Buche Daniel.

Aber unermeßlich sind die Wirkungen des Werkes gewesen. Wohl 1800 Jahre lang haben die Schwärmer und Fanatiker Europas die ganze Weltgeschichte aus dieser Phantasterei herausgelesen und darin himmlische Verdammungsurteile über jede historisch hervortretende Erscheinung von Nero bis Napoleon, über jeden, der ein Gegenstand ihres Hasses war, gefunden. Man denke beispielsweise an Gustav IV. Adolf von Schweden und an Grundtvigs "Eine merkwürdige Weissagung." Die Apokalypse ist ein Horst geworden, in dem sich die menschliche Torheit nun schon das zweite Jahrtausend eingenistet, sich dabei innig wohl gefühlt und kräftig bestärkt gefunden hat.

Dies wird nicht davon aufgewogen, daß gleichzeitig auch apokalyptische Dichter wie Dante oder Milton von diesen gigantischen Visionen eines fernen Altertums beeinflußt werden konnten.

32.

Die entscheidende historische Bedeutung der Apokalypse ist indessen selbstverständlich die, daß die Schrift uns den Geisteszustand entschleiert, in dem die Mischung jüdischer Voraussetzungen mit Keimen des späteren Christentums zum erstenmal Form annahm. Diese Form ist halb Mystik und Ekstase, halb Spitzfindigkeit ohne jeden Ballast an Vernunft oder Welterfahrung. Sie gibt weder dem Gefühl noch dem Verstand irgendwelche gesunde Nahrung, sondern hetzt, ja peitscht die Einbildungskraft dermaßen auf, daß sie mit schäumendem Gebiß dahinjagt. Das Buch bildet das Fundament des Neuen Testaments, insofern es energisch eine etwas umgeformte und ausführlichere Durchführung des alttestamentarischen Messiasideals anstrebt.

Will man sehen, welche Gestalt dieses Messiasideal ein Jahrhundert später annahm, so muß man nach der Vertiefung in die Offenbarung des Johannes, die der Ausgangspunkt ist, das Evangelium des Johannes studieren, das tatsächlich das Neue Testament abschließt undden zurückgelegten Weg zeigt.

Das Evangelium des Johannes ist seinem Wesen nach ganz ebenso unhistorisch wie die Offenbarung des Johannes, ist ebenso unabhängig von den synoptischen Evangelien. Das vierte Evangelium behandelt Einzelheiten der Synoptiker souverän als bloßes Material, das sich in einem mehrstöckigen theologischen Gebäude anwenden läßt, sobald das Material erst von Symbolik durchdrungen und in einem Geiste ausgelegt ist, der es aller irdischen Stofflichkeit beraubt.

Das vierte Evangelium ist in seinem Geist wie in seiner ganzen Konstruktion ebenso grundverschieden von den früheren Evangelien wie von der Apostelgeschichte, die trotz des Übernatürlichen und Wunderbaren, das berichtet wird, ausnahmslos eine rein erzählende Haltung erstreben.

Das Johannesevangelium ist ganz und gar theologisch-geheimnisvolle Theologie, ja selbst die dargestellte Hauptperson ist eine lebende Allegorie. Es kommt hier nicht ein einziger Zug vor, der nicht symbolisch verstanden werden muß. Ja, es gibt Stellen, die förmliche Lagen von Symbolen sind.

Wenn z. B. Johannes der Täufer Jesus kommen sieht und sagt: "*Siehe, das ist Gottes Lamm, welches der Welt Sünden trägt*," so ist hier erstens der Leidensgeschichte vorgegriffen. Dann ist Jesus mit dem Osterlamm verglichen. Ja, in diesem Wort sind mehrere Lagen Symbole. Das Osterlamm ist im Munde des Johannes das Verbindungsglied zwischen dem Lamm in seiner buchstäblichen Bedeutung und der Vorstellung, daß Jesus stirbt, um die Sünde fortzunehmen und die Nahrung des ewigen Lebens zu werden.

Aber es liegt noch weit mehr Symbolik nur in dieser einen Idee, daß Jesus das Osterlamm ist. Während die drei früheren Evangelisten Jesus am Pesach-Festtage selbst sterben lassen, behauptet das vierte Evangelium, daß sein Todestag nicht der 15., sondern der 14. Nisan war (18,28). Dies beruht auf dem leidenschaftlichen Streit, der Mitte des zweiten Jahrhunderts wegen der Heilighaltung des Osterfestes in Kleinasien ausgebrochen war. Die judenchristliche Partei hielt sich an die Tradition und feierte mit den Juden zusammen Ostern durch eine Mahlzeit am 14. Nisan. Sie berief sich deswegen auf das Evangelium des Matthäus und das Zeugnis des Apostels Johannes.

Die Anhänger des Paulus waren dagegen gleichgültiger bezüglich der Einhaltung derbestimmten Festtage (**Kolosser** 2,16). Warum sollte man ein jüdisches Osterfest feiern, da Christus doch an und für sich das wahre Osterlamm war und als solches geschlachtet wurde! (1. **Korinther** 5,7)! Deshalb wird auch hier im Evangelium des Johannes (19,36) auf einem Umwege behauptet, daß Jesus das Osterlamm sei. Man pflegte ja bei Hinrichtungen dem Gekreuzigten die Beine zu brechen mit der Absicht, die Qual zu verkürzen. Nach dem Evangelium geschah dies nicht bei Jesus, da er schon vorher gestorben war. Die Juden wollten nicht, daß diese Verwundung geschehen wäre, da sie nach dem Gesetz Mose verboten war. Steht doch im 2. Buche Moses (12,46): "*Du sollst nicht aus dem Hause bringen von dem Fleische* (des Osterlamms) *nach außen, und das Gebein sollt ihr nicht zerbrechen an ihm*," und wiederum im 4. Buche Moses (9,12): "*sie sollen keinen Knochen daran zerbrechen*."

Jesus ist also das wahre Osterlamm, da ihm die Beine nicht gebrochen wurden. Man muß sich mehrere Jahrtausende zurückversetzen, um den Gedankengang, die Übertragung uralter Speiseregeln auf

die Art der Mißhandlung einer göttlichen Persönlichkeit, zu begreifen.

Für uns ist es am interessantesten zu sehen, wie der vierte Evangelist, um sich aus diesen sektiererischen Streitigkeiten über die Bedeutung des Ostermahls herauszuwinden, ganz überspringt, was bei den früheren Evangelisten der letzten Mahlzeit die Weihe gab – nämlich die Einführung der Sakramente des Abendmahls – und das Mahl nur den letzten Beweis für die Liebe Jesu zu seinen Jüngern sein läßt. Und das, während gleichzeitig seine ganze Darstellung der Leidensgeschichte von dem jüdischen Osterritual beherrscht ist.

33.

Daß der Verfasser des Johannesevangeliums nicht der Apostel Johannes gewesen sein kann, von dem in den Evangelien gesprochen wird, ist klar. Er müßte ungefähr 150 Jahre alt gewesen sein, als er schrieb. Entscheidend ist zudem der Umstand, daß sich, wie wir sehen, die Judenchristen jener Zeit auf den Apostel Johannes als Stütze für ihre Auffassung beriefen, wie das Osterfest gefeiert werden sollte, während der Evangelist diese Auffassung als ungültig betrachtet.

Wir wissen nicht, wer der Verfasser war, aber wir wissen, daß er nichts mit dem Apostel zu tun hatte: er hätte nie die Geschmacklosigkeit besessen, sich selbst immer wieder als den Jünger zu nennen, den der Herr lieb hatte, als den, den er allen vorzog. Er hätte sich der Stelle erinnert (**Matthäus** 18,1), wo die Jünger Jesus fragen: "*Wer ist doch der Größte im Himmelreich?*" und wo Jesus ein Kind zu sich ruft und ihnen, um ihren Hochmut zu demütigen, antwortet, wenn sie nicht wie Kinder würden, so kämen sie nicht ins Himmelreich.

Aber können wir dem Verfasser auch keinen Namen geben, so ist es doch nicht schwer, Kleinasien als die Entstehungsstätte sowohl dieses Evangeliums wie der Apokalypse, und nicht schwerer, annähernd die Entstehungszeit zu bestimmen.

Während Jesus bei den Synoptikern ein mit göttlichen Kräften ausgestatteter Mensch und bei Paulus das Gegenstück zu Adam, der

geistige oder himmlische Adam war, dessen Wirksamkeit erlöst, ist der Ausgangspunkt für das vierte Evangelium die göttliche Natur des Inkarnierten.

Das Werk beginnt nicht wie eine Erzählung, sondern wie eine Fanfare, tönend, singend, dröhnend, sich in überraschender Mystik tummelnd: "*Im Anfang war das Wort, und das Wort war bei Gott, und Gott war das Wort ... Alle Dinge sind durch dasselbe gemacht, und ohne dasselbe ist nichts gemacht, was gemacht ist. In ihm war das Leben, und das Leben war das Licht der Menschen. Und das Licht scheint in der Finsternis, und die Finsternis hat's nicht begriffen.*" Hier ist, als ob es galt, die gedrängteste, herausforderndste Form zu finden, alles gesammelt, was sich im Alten Testament anspruchslos verstreut findet.

Die Logos- und die Lichtlehre findet man ja rings im Alten Testament. Gottes Wort sagte: "*Es werde Licht, und es ward Licht*" (1. **Buch Moses** 1,3). "*Der Himmel ist durch das Wort des Herrn gemacht und all sein Heer durch den Geist seines Mundes*" (**Psalm** 33,6). "*Denn wie dahin abfährt der Regen und Schnee vom Himmel und dahin nicht zurückkehrt, sondern die Erde tränkt und fruchtbar macht ... also auch mein Wort, das aus meinem Munde geht, nicht kehrt es leer zu mir zurück*" (**Jesaia** 55,10). "*Doch die Weisheit, wo ist sie zu finden, und wo ist der Einsicht Stätte? Ihre Schätzung kennet nicht der Mensch, und im Land des Lebens ist sie nicht zu finden. Flut spricht: Nicht in mir ist sie ... Gott kennt ihren Weg, er weiß ihre Stätte*" (**Hiob** 28,12ff.) – und so in vielen anderen verwandten Aussprüchen.

Der Verfasser des Evangeliums geht von einem ganz einfachen, in Wirklichkeit nicht tiefen Grundgedanken aus: Gott ist Licht, die Welt liegt in Finsternis. Die Möglichkeit dafür, daß nicht alles in die Brüche geht, ist mit Logos, dem beliebten Begriff der damaligen Gnostiker gegeben, der stärker als Chaos ist und den Teufel überwindet.

Sehr bezeichnend für den Zeitpunkt, zu dem das Evangelium geschrieben wurde, ist außerdem die häufige Anrufung des Geistes, der ersteht, wenn Jesus auch das Erdenleben verläßt, der Paraklet, wie er genannt wird, der Fürsprecher der Menschen bei Gott (14,16.26; 16,7), eine geistige Macht, die um die Mitte des zweiten Jahrhunderts in Kleinasien verehrt wurde, und hier so auftritt, daß sie die Wiederkunft Christi ganz überflüssig macht. Der Paraklet ersetzt ihn. Hier ist außerdem an einer Stelle (5,43) Jesus eine Weissagung in den

Mund gelegt, die auf eine bestimmte historische Persönlichkeit gemünzt zu sein scheint. Aber sie steht isoliert da, und verliert hierdurch ihre Bedeutung.

Jesus sagt: "*Ich bin gekommen in meines Vaters Namen, und ihr nehmet mich nicht an. So ein anderer wird in seinem eigenen Namen kommen, den werdet ihr annehmen.*" Möglicherweise wird hier auf Bar-Chochba, den Aufrührer unter Hadrian, hingezielt. Aber derartiges ist unwesentlich und wenig fruchtbar.

34.

Von Gewicht ist dagegen, daß Jesus bei den Synoptikern denen, die er heilt, verbietet, ihn Gottes Sohn zu nennen. Er will sogar erst später von seinen Jüngern den Messiastitel annehmen und erlaubt ihnen nie, ihn öffentlich so zu nennen, läßt sich den Zuruf erst bei seinem Einzüge, wenige Tage vor seinem Tode, gefallen.

Im vierten Evangelium ist dieses Verhältnis ganz verändert. Wie es mit einer Fanfare eröffnet wird, so hallt es wider von vergötternden Lobpreisungen in jedem Bekenntnis, das ein Jünger ablegt: dem des Andreas "*Wir haben den Messias gefunden,*" des Nathanael „Du bist Gottes Sohn und König von Israel". In den früheren Evangelien wehrt Jesus diese Ehrentitel ab, hier ermuntert er seine Anhänger dazu, ja, übertrifft sie sogar in seinen eigenen Aussprüchen. Bei den Synoptikern nennt Jesus sich nicht selbst Messias. Der Glaube der Jünger scheint sich langsam zu formen, schließlich sieht es aus, als forme sich dieser Glauben endlich auch in ihm selber.

Im vierten Evangelium hat jedoch eine vollständige theologische Versetzung stattgefunden. Wie Jesus in der Taufe aufgerückt ist, daß er nicht zuvor vom Täufer getauft wird, sondern selbst zum Täufer gemacht ist, und zwar zu einem Täufer, von dem der ältere sagt: "*Ihm gebührt es, zu wachsen, mir, mich zu verringern*," so ist Jesus hier vom ersten Wort an Messias: Philippus trifft Nathanael und sagt: "*Wir haben den gefunden, von welchem Moses im Gesetz und die Propheten geschrieben haben, Jesum, Josephs Sohn von Nazareth.*" Jesus sieht Nathan-

ael zu sich kommen und ruft aus: "*Siehe, ein rechter Israeliter, in welchem kein Falsch ist*," und Nathanael sagt zu ihm: "Du bist Gottes Sohn, du bist der König von Israel." Jesus entgegnet darauf: "*Von nun an werdet ihr den Himmel offen sehen und die Engel Gottes hinauf- und herabfahren auf des Menschen Sohn.*" Hier ist mit andern Worten alle Psychologie aufgegeben zum Besten eines theologischen Dogmas, das von Anfang an in seiner ganzen Nacktheit hervortritt.

Sehr lehrreich ist auch folgendes: Bei den Synoptikern ist sorgfältig darauf geachtet, daß das Verhältnis Jesu zum römischen Staate unbedingt loyal und neutral ist. Immer wieder betont der Messias: "Mein Reich ist nicht von dieser Welt." Wo man ihn in einen Streit mit der Staatsgewalt verwickeln will und ihn ausfragt, ob dem Kaiser Steuern bezahlt warden müssen, antwortet er überlegen und ohne den geringsten Versuch einer Losreißung von Rom: "*Gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist.*"

Aus der Aufschrift König der Juden, die (nach **Markus** 15,26, **Matthäus** 27,37, **Lukas** 23,38) nach Lukas sogar in drei Sprachen: Griechisch, Latein und Hebräisch, über dem Haupte Jesu angebracht war, um das Verbrechen des Hingerichteten zu verkünden, ersieht man, daß die Beschuldigung gegen ihn die nach den drei ersten Evangelisten ganz unvernünftige und ungerechte war, daß er als König des jüdischen Volkes aufgetreten wäre.

Im vierten Evangelium ist zu unserem Erstaunen die Rücksicht, die Benennung als ungerecht zu stempeln, ganz fortgefallen. Die Inschrift selbst wird hier auch nicht weiter besprochen.

35.

Wie wir gesehen haben, beschäftigt sich der vierte Evangelist, der Jesus einfach den Sohn Josephs von Nazareth nennen läßt, nicht im geringsten mit der Markus noch unbekannten, aber von Matthäus und Lukas erzählten jungfräulichen Geburt. Seltsamerweise bringt allerdings der Verfasser des Matthäusevangeliums im Widerspruch zu dem, was er von dem übernatürlichen Ursprung Jesu berichtet, ein

langes phantastisches Geschlechtsregister, um die Abstammung Josephs von David zu beweisen.

Aber wie gesagt: Das Johannesevangelium erwähnt das Wunder der jungfräulichen Geburt nicht einmal, leugnet es weder noch bestätigt es. Es existiert nicht für diesen letzten Evangelisten, er braucht es nicht. Für ihn ist der Messias als Mensch der Sohn der Tochter Zions. Wenn er von der Mutter Jesu spricht, denkt er an das Volk Israel, nicht an Maria.

Bei Jesaia (54,13) steht, um den souveränen Einfluß Jahves auf die Seelen darzutun: "*Sie sollen alle von Gott gelehret werden.*" Die Stelle wird im Johannesevangelium verwendet. Jesus sagt (**Joh**. 6,45. 46): „Es steht geschrieben in den Propheten: ‚Sie werden alle von Gott gelehret sein. Wer es nun hört vom Vater und lernt es, der kommt zu mir,'" Hier will der Evangelist eine Scheidelinie zwischen Jesus und Moses ziehen, will zeigen, daß Jesus Moses unendlich überlegen ist. Denn Jesus, das verkörperte Wort, hat Gott gesehen. Was im Alten Testament darüber erzählt wird, daß Moses Gott sah, wird außer Gültigkeit gesetzt. Es heißt hier: "*Nicht daß jemand den Vater habe gesehen, außer dem, der vom Vater ist, der hat den Vater gesehen.*" Und doch stand ausdrücklich im 4. Buche Moses (12,5ff.): "*Da kam der Ewige herab in einer Wolkensäule und stand am Eingang des Zeltes und rief Aaron und Mirjam, und beide traten heraus. Und er sprach: So höret meine Worte! Wenn unter euch ein Prophet des Ewigen ist: in der Erscheinung tu' ich mich ihm kund, im Traumbild red' ich ihm zu! Nicht so mein Diener Moses: in meinem ganzen Haus ist er vertraut. Von Mund zu Mund red' ich mit ihm, in Erscheinung und nicht in Rätseln, Sinnbildlichung des Ewigen schauet er.*"

Aber an diesem Punkt reißt der Evangelist die Messiasverehrung von ihrem jüdischen Stamme los. Der irdische Moses wird hier von dem himmlischen Gottessohn verdrängt, der selbst Gott ist: "*Ich bin das lebendige Brot, vom Himmel gekommen. Wer von diesem Brot essen wird, der wird leben in Ewigkeit. Und das Brot, das ich geben werde, ist mein Fleisch, welches ich geben werde für das Leben der Welt.*" Wer an Jesus glaubt, sieht also den Vater in ihm oder durch ihn.

Bei Matthäus ist der Sohn der einzige, der den Vater kennt (11,27), bei Johannes wird ein weiter Schritt darüber hinaus getan: Der Sohn verhandelt mit dem Vater auf gleichem Fuße (Kap. 17): "*Vater, die*

Stunde ist da, daß du deinen Sohn verklärest, auf daß dich dein Sohn auch verkläre, gleichwie du ihm Macht hast gegeben über alles Fleisch, auf daß er das ewige Leben gebe allen, die du ihm gegeben hast... Ich habe dich verklärt auf Erden ... Und nun verkläre mich du, Vater, bei dir selbst mit der Klarheit, die ich bei dir hatte, ehe die Welt war ... Vater, ich will, daß, wo ich bin, auch die bei mir seien, die du mir gegeben hast, daß sie meine Herrlichkeit sehen, die du mir gegeben hast, denn du hast mich geliebt, ehe denn die Welt gegründet war. Gerechter Vater, die Welt kennt dich nicht, ich aber kenne dich ... Und ich habe ihnen deinen Namen kundgetan und will ihn kundtun, auf daß die Liebe, damit du mich liebst, sei in ihnen, und ich in ihnen." Endlich sagt Jesus rein heraus zu Philippus (14,9): "*Wer mich sieht, der sieht den Vater.*"

36.

So ist denn der Sohn auf Erden, wie schon in den ersten Zeilen des Evangeliums mitgeteilt wird, die Offenbarung des ewigen Logos, Er hat als solcher Los und Teil an den göttlichen Eigenschaften, ist insofern Gott, eines mit Gott. Anderseits ist er (als der Sohn, der alles vom Vater hat) diesem untergeordnet, der Vater ist größer als er.

Doch als einziger Sohn (monogen) ist er nicht nur der heißgeliebte Sohn, er ist das einzige, vollendete Beispiel der göttlichen Fortpflanzung des Geschlechtes, aus dem Gottes Söhne hervorgehen.

Das Wort wird durch die Verkörperung Sohn, Festgehalten wird die Begrenzung jedoch nicht. Als Jesus sich nach seiner Auferstehung offenbart, sagt er, indem er die Jünger anhaucht: "*Nehmet hin den heiligen Geist*" (20,22); und als er den ungläubigen Thomas überzeugt hat, und dieser einfach zu ihm sagt: "*Mein Herr und mein Gott!*" antwortet Jesus nicht mit einem Protest, sondern sagt nur: "*Dieweil du mich gesehen hast, Thomas, so glaubest du. Selig sind, die nicht sehen und doch glauben.*"

Was das Johannesevangelium denn in zahlreichen Formen einprägen will, ist die natürliche Ohnmacht des Menschen zur Erreichung der Erlösung und die Mitteilung des ewigen Lebens durch das fördernde Wort der Gottheit.

Hierauf gehen alle Erzählungen und alle Verkündungen hinaus. So die Heilung des Sohnes des königlichen Dieners (4,50). Jesus braucht nicht einmal den Sterbenden zu sehen, der krank in Kapernaum liegt, während der Heiland sich selbst in Kana befindet. Er wirkt aus der Ferne und sagt zu dem geängstigten Vater: "*Dein Kind lebt.*" Die Erzählung ist also rein symbolisch, prägt die Wirkung des Glaubens ein.

Ebenfalls ist in der Erzählung von der Samaritanerin alles symbolisch: Der Gegensatz zwischen dem Wasser im Brunnen und dem von Jesus geschenkten Wasser des Lebens. Der Zweck der Erzählung ist, einzuprägen, wie gleichgültig es ist, wo man anbetet. Worauf es ankommt, ist, in Geist und Wahrheit anzubeten. Die Jünger sagen: Rabbi, iß! Aber Jesus weist sie mit den Worten ab: "*Meine Speise ist die, daß ich tue den Willen des, der mich gesandt hat.*" Hieran schließt sich der Ausspruch von der Ernte, der wieder sinnbildlich ist. In vier Monaten ist Erntezeit: "*Wer da schneidet, der empfängt Lohn und sammelt Frucht zum ewigen Leben*." Darauf folgt nun die ohne allzu große Schwierigkeit erreichte Bekehrung der Samaritaner, indem sie ausrufen: "Dieser ist wahrlich Christus, der Welt Heiland."

Die herrliche Stelle von dem milden Urteil Jesu über das beim Ehebruch ergriffene Weib, das nach dem 5. Buche Moses (22,22) gesteinigt werden soll, hat ursprünglich gar nicht dem Johannesevangelium angehört, sondern ist eine spätere Einschiebung, die in den ältesten und besten Handschriften nicht zu finden ist und durch die ungeschickte Einfügung den Zusammenhang stört. Der Ausgang der Erzählung, die Rettung des Weibes, ist zudem außerordentlich unwahrscheinlich. Die Henker haben sich ganz sicher für rein genug gehalten, sie haben ihre Beute nicht losgelassen, weil ein Mann ohne Autorität sie aufforderte, das Gesetz zu brechen und Gnade für Recht ergehen zu lassen. Es folgt hier (8,12) der Ausruf Jesu: "*Ich bin das Licht der Welt*" Besser begründet mit der sinnbildlichen Heilung des Blindgeborenen durch Jesus erscheint diese Äußerung übermenschlichen Selbstgefühls (9,5) zum zweitenmal: "*Ich bin das Licht der Welt*."

37.

Mancher, der nach irgendeinem möglichen historischen Halt in den Legenden der Synoptiker suchte, hat sich an die Unwahrscheinlichkeit geklammert, daß sie ohne historische Grundlage etwas von dem Erlöser berichtet hätten, das relativ herabsetzend wirken mußte. Viel Gewicht ist z. B. auf die Stellen gelegt, die ein starkes Mißverhältnis zwischen Jesus, seiner Mutter und seinen Brüdern verraten, wenn er nicht das verwandtschaftliche Verhältnis anerkennen will, sondern die Jünger als seine Mutter und seine Brüder bezeichnet (**Matthäus** 12,46–50, **Markus** 3,31–35, **Lukas** 8,19–21). Ferner hat jeder aufmerksame Leser bei der Stelle verweilt, wo Jesus, in seiner Geburtsstadt mit Feindseligkeit und Unwillen empfangen, ausruft: "*Ein Prophet gilt nirgend weniger denn in seinem Vaterland und in seinem Hause*" (**Matthäus** 13,53–58, **Markus** 6,1–4, **Lukas** 4,24).

Von derartigem findet man im vierten Evangelium keine Spur. Hier ist Jesus als Messias aus jedem Verhältnis zu Vaterstadt und nahen Verwandten gelöst. Er gehört hier der himmlischen Familie an. In Betracht kommen nur der Vater, Logos, der Geist, Paraklet. Seine Himmelfahrt hat von der ersten Zeile des Evangeliums an stattgefunden: Im Anfang war das Wort.

Und selbst die scheinbare Herabsetzung, die man sich als historisch denken könnte, weil sie vielleicht nur widerstrebend erzählt wurde, gibt keine Sicherheit. Sie schafft eine Kontrastwirkung, etwa wie wenn jemand Beethoven, um einen Eindruck von seiner Größe zu geben, in seiner Jugend in einem Dorfe Geige spielen und neben dem örtlichen Lieblingsgeiger durchfallen ließe. Hierzu kommt die Unwahrscheinlichkeit des Umstandes, daß ein Dorf Nazareth überhaupt damals existiert hat.

Es ist hoffnungslos, bei den Synoptikern historischen Boden erreichen zu wollen. Der Tod des Stephanus scheint das große tragische Ereignis gewesen zu sein, das zu der Zeit eintrat, als das Christentum keimte, und es dürfte möglich sein, daß der Bericht von dem geheimnisvollen Tode Jesu dem nachgestaltet ist, was von der empörenden Hinrichtung des Stephanus erzählt wurde.

Nach einer ephesischen Überlieferung aus dem Anfang des 2. Jahrhunderts soll Markus das Sprachrohr des Petrus gewesen sein und später sein Evangelium nach dem Gedächtnis niedergeschrieben haben. Es muß in diesem Falle von Paulinischer Seite durchgesehen worden sein, da Petrus beständig als eine unbegabte Persönlichkeit, die nichts versteht, und außerdem als Feigling auftritt. Merkwürdig ist es auch, bei Markus mehrmals Wunder, die in der Apostelgeschichte dem Petrus zugeschrieben werden, von diesem Deuter und Jünger auf Jesus übertragen zu sehen.

Petrus heilt in Lydda einen Gichtbrüchigen namens Äneas, der acht Jahre im Bett gelegen hatte (9,33–35). Petrus sagt zu ihm: "*Stehe auf und nimm dein Bett!*" Er tut es. Bei Markus (2,3.4.11.12) heilt Jesus in Kapernaum einen Gichtbrüchigen und gebraucht dieselben Worte.

In Joppe stirbt ein ausgezeichnetes Weib namens Tabitha: Petrus wird gerufen, sagt zu der Toten: "*Tabitha, stehe auf!*," und sie ist dem Leben wiedergegeben (**Apostelgeschichte** 9,36–42). Bei Markus (5,21–43) erweckt Jesus die Tochter Jairi vom Tode mit den hier auf Aramäisch wiedergegebenen Worten: „Talitha, stehe auf!" Aber es ist kein weiter Weg von Tabitha bis Talitha, und dieselbe Geschichte scheint hier zweimal ihre Dienste getan zu haben.

38.

Falls die synoptischen Evangelien Berichte von Augenzeugen wären, wie sie genannt werden, so würde ihr historischer Wert natürlich groß sein. Nun besitzen sie zwar nicht gerade diesen Wert, wohl aber haben sie ihren Wert als Erbauungsschriften, als was sie auch ursprünglich gedacht waren, durch die Zeiten bewahrt und mit einer Reihe schooner Erzählungen und Parabeln ein Jahrtausend lang Dichtung, Malerei, Bildhauerei, Musik inspiriert.

Fesselnder als diese Bücher, deren Verhältnis zur Wirklichkeit undurchdringlich sein dürfte, ist es für einen wißbegierigen Laien gewesen, die Bildung des Jesusideals von seiner ersten Formung im Alten Testament bis zu seinem selbstherrlichen Auftreten an der

Schwelle zum Heiligtum der neuen Religion unter dem Klange der Posaunen zu verfolgen, während das weiße, das rote, das schwarze Pferd und endlich das phantastische falbe mit dem Tod als Reiter dahinjagten und Tiere mit vielerlei Köpfen und Hörnern Engeln unterlagen, die an den vier Ecken der Welt als Beherrscher des Sturmes standen. Ferner ist es mehr als fesselnd gewesen, dieses Ideal in göttlicher Menschengestalt oder menschlicher Gottesgestalt, zum mythischen Logos verklärt, als Herrn des Lebens und des Lichtes in der ekstatisch begeisterten Dichtung auftreten zu sehen, die, als Erzählung vermummt, das Neue Testament mit einem von Mitleid bewegten, ergreifenden Lobgesang abschließt.

Von dem vierten Evangelium ging Jesus aus als das göttliche Güteideal der europäischen Menschheit. Und als Jerusalem im Jahre 70 erobert und zerstört wurde, als sich also zeigte, daß der Gott der Juden sein Volk nicht beschützte, sondern sogar seinen eigenen Tempel preisgab, war die Bahn frei für eine neue Religion. Zahlreiche Unglückliche und Unterdrückte, zahlreiche Hoffnungsvolle, und zumeist Arme und Sklaven, hatten jetzt den Sinn auf das Reich der Gerechtigkeit gerichtet, das die Offenbarung des Johannes angezeigt hatte.

Damit die neue Lehre sich ganz losgelöst von der alten fühlen sollte, war jedoch erforderlich, daß die Gemüter in Palästina, Westasien, den Mittelmeerländern einen entscheidenden Stoß verspürten. Sie mußten bis auf den Grund erschüttert werden. Dies geschah, als sich die Nachricht verbreitete, daß die heilige Stadt zugrunde gegangen sei.

39.

Isis und Horus sind Jahrtausende hindurch als Mutter Gottes und als das göttliche Kind verehrt worden. An ihre leibliche Existenz glaubt nichtsdestoweniger heute niemand mehr.

Das größte Mysterium, das man im alten Ägypten alljährlich feierte, war der Tod des Osiris und seine Auferstehung. Mit dem Begriffe Gott

war unzertrennlich der Begriff ewiges Leben verknüpft. Für den Gott ist Tod nur Durchgang zu neuem Leben. Wir wissen aus einer Beschreibung Plutarchs, wie das Osirisfest in einer kleinen Stadt im Nildelta gefeiert wurde. Osiris wird vermißt, ist im Nil verschwunden. Nach drei Tagen erscheint der Jubelschrei Tausender: Wir haben Osiris wiedergefunden. Tödliche Betrübnis wird abgelöst von unsagbarem Entzücken, einem wahren Ostermorgenjubel.

Nichtsdestoweniger gibt es heute niemand, der über das Verschwinden des Osiris trauerte oder sich über seine Auferstehung freute. Das ist heute für uns eine uralte und als solche ehrwürdige Mythe. Osiris war Korngott und außerdem auch Weingott. Schon die Pyramidentexte nennen ihn den Gott der Weinkelter oder den Herrn des überströmenden Weins. Nach Epiphanius, dem bekannten christlichen Bischof von Zypern (in Palästina von jüdischen Eltern geboren, der fanatische Widersacher des Origines, gest. 403), offenbarte Osiris sein göttliches Wesen, indem er Wasser in Wein verwandelte. Dies geschah nach ägyptischer Zeitrechnung am 1. Tybi, nach christlicher am 5. Januar, ein Datum, das die Christen als den Tag übernahmen, an dem der Stern die weisen Magiker zum Kinde leitete.

Der 6. Januar war ursprünglich der Geburtstag Jesu, der erst im vierten Jahrhundert auf den 25. Dezember verlegt wurde. In Griechenland wurde dasselbe Datum adoptiert als der Tag der Offenbarung des Weingottes Dionysos. Nach Plinius wurde er auf der Insel Andros an diesem Tage gefeiert, und zum Gefolge des Gottes gehörten Oinotropoi (Weinverwandlerinnen).

Epiphanius erwähnt zudem ein Geburtsfest in Alexandria am 25. Dezember, das er griechisch Kronia, ägyptisch Kekillia nennt. An anderer Stelle wird es das Fest des Helios (des Sonnengottes) genannt. Dabei wurde ein kleines Kind aus dem Allerheiligsten geholt unter dem Rufe: Eine Jungfrau hat geboren, das Licht nimmt zu.

Die Übereinstimmung mit der christlichen Lehre ist auffallend. Das mystische Gepräge der Gebräuche nicht weniger.

Daß Prometheus der große Wohltäter der Menschheit gewesen ist, ihr die gute, entscheidende Gabe des Lichtes geschenkt und für seine Menschenliebe mit jahrtausendelangem Martyrium gebüßt hat, bewirkt nicht, daß heute jemand glaubt, er habe gelebt und gelitten.

Apollon, der Gott des Lichtes und der Reinheit, ist länger als ein Jahrtausend in zahlreichen Tempeln verehrt worden, hat Priester und Priesterinnen die Menge gehabt, hat Schicksale durch Orakelsprüche geleitet und wird heute noch geehrt. Daß er je existiert haben sollte, glaubt im 20. Jahrhundert nicht ein einziger mehr, daß er aber nicht existiert hat, verringert ihn so wenig, wie es Achilles, Odysseus, Hamlet oder Faust verringert. Wir wissen unendlich viel mehr von Ophelia und Gretchen, als wir von der Martha und Maria des Neuen Testaments wissen, und doch haben die beiden ersteren keine unbezweifelbarere irdische Existenz geführt als die beiden letzteren.

In seiner "*Ytring af Taknemmelighed mod Lessing hat Sören Kierkegaard* (in Afsluttende Efterskrift)" mit leidenschaftlicher Zustimmung den Satz Lessings hervorgehoben, daß zufällige historische Wahrheiten nie ein Beweis für ewige Vernunftweisheiten warden können. Damit hängt es zusammen, daß er in seinem Buche "*Indøvelse i Christendom*" die Frage stellt: Kann man aus der Geschichte etwas über Christus erfahren? und die Antwort gibt: Nein.

Das heißt in den Gedankengang und die Sprache unserer Tage übertragen: Es ficht göttliche Wesen nicht an, daß sie ihr wahres Leben, ihr einziges Leben im Gemüt des Menschen haben.

finis